Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit

Albert Pfister

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Liebhaber-Ausgaben

Digitized by Google

Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

XXVI

Kaiser Wilhelm I.

und seine Zeit

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm I.

und seine Zeit

Von

Dr. Albert Pfister
Generalmajor z. D.

Mit 91 authentischen Abbildungen und Faksimiles

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906

Digitized by Google

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 12 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—12) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

102626

F 1771

Vorwort.

„— — und seine Zeit.“ Ich werde also versuchen, den Kaiser Wilhelm I. zu zeigen, wie er dasteht inmitten der Ereignisse, welche die Mitwelt bewegt haben, umweht zugleich vom Geiste seiner Zeit. Dabei liegt mir nichts ferner, als die Absicht, alles das aufzählen zu wollen, was sich an Ereignissen in die Lebenszeit Wilhelms zusammengedrängt hat. Nein, ich will versuchen, alles das aus der Zeitgeschichte herauszufinden, was Einfluß auf die Herausbildung der Persönlichkeit Wilhelms geäußert hat. Wie vermochte sein langes Wandern durch die Zeit, wie das Wandeln der Zeitläufe auf ihn einzuwirken? Wie ist er endlich selbst dazu gekommen, auf den Gang seiner Zeit, auf zeitgenössisches Fühlen und Empfinden Einfluß üben zu können? Kurz: Was hat er empfangen, was vermochte er zu geben?

Die Wandlungen in der Geschichte unseres Volkes und die in der Persönlichkeit Wilhelms hängen aufs innigste zusammen. Und darin liegt der Reiz, den der Blick auf die Gestalt Wilhelms für uns hat: sein Angesicht trägt die Züge unseres Volks.

Bezüglich der Einteilung des Stoffs hätte ich z. B. sagen können: Wilhelm und die Fürsten, Wilhelm und das Ausland, Wilhelm und die Volkswirtschaft usf. Es schien mir förderlicher, von innen heraus, von den einzelnen Abschnitten des Lebensgangs heraus die Eindrücke durch die Zeit und auf die Zeit, ihr Fluten und Ebben, in knappen Umrissen darzustellen.

Stuttgart 1906.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Abb. 1. Kaiser Wilhelm I.
Gemälde von Franz v. Lenbach im Städtischen Museum zu Leipzig

Digitized by Google

Abb. 2. Auszug zum Kampf. Relief vom Niederwalddenkmal.

Erster Abschnitt.

Erweiterung des Arbeitsfeldes.

Das Umdenken.

Endlich war wieder nach langem Warten ein Tag des Jubels für Berlin und das ganze Preußenland angebrochen. Die trübe, tatenlose Zeit der Reaktion, die Zeit zugleich der Bedeutungslosigkeit für den Staat schien vorüber zu sein. Wie eine glückverheißende Morgenröte, so wurde in den ersten Tagen des November 1858 die Nachricht begrüßt, daß Prinzregent Wilhelm unter dem Vorsitz des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen ein Ministerium aufgestellt habe, das, man mochte es ansehen und zergliedern wie man wollte, entschieden als liberal angesehen werden müsse. Und die Befriedigung aller Volkskreise steigerte sich, als der Prinzregent am 8. November an sein neues Ministerium eine von ihm eigenhändig niedergeschriebene Ansprache hielt, die zugleich als Proklamation erschien und die leitenden Gedanken für eine durchaus neue Politik enthielt.

In den Worten Wilhelms waren alle diejenigen Töne angeschlagen, die man seit langen Jahren vermißt hatte. Von den Kräften war die Rede, die allein den Forderungen des Tages gerecht zu werden vermögen, von der Zusammengehörigkeit der Krone und des Landes, von der Untrennbarkeit beider im Wohlergehen; mit bisher nie gehörter Offenheit sah sich jeder Auswuchs der Orthodoxie verurteilt, insbesondere politische Bestrebungen unter kirchlichem Vorwand. — „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist.“ Und endlich: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches

Digitized by Google

Gewicht in die Wagschale legen zu können. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen imstande ist."

Es ist richtig, die Hervorhebung der leitenden konservativen Grundsätze sprach sich deutlich genug aus; ein Zusammenstoß mit dem Liberalismus konnte herbeigeführt werden durch den Hinweis auf eine mit Kosten verbundene Heeresreorganisation; — allein alle diese Zukunftssorgen vermochten nicht aufzukommen gegen die Herzensfreude, die man empfand bei diesen mannhaften Worten, die, in der Ferne wenigstens, freiheitliche innere Entwicklung verhießen, ja auf deutsche Einigung hinzielten und alles scheue Zurückweichen verurteilten.

Wilhelm, Prinz von Preußen, hatte das 60. Lebensjahr schon vollendet, als er am 23. Oktober 1857 für seinen erkrankten Bruder, den König Friedrich Wilhelm IV., die Stellvertretung bei allen Regierungsgeschäften übernahm. Nach Maßgabe der Verfassung änderte sich dies Verhältnis am 7. Oktober 1858, an welchem Tage Wilhelm als Prinzregent die Regierung selbständig antrat und vor den Kammern den Eid auf die Verfassung leistete.

In dem Prinzregenten Wilhelm sah das preußische Volk den ersten Herrscher, der schon bei seinem Regierungsantritt eine konstitutionelle Verfassung vorfand, der im Rahmen einer solchen eine offizielle Kundgebung seines Willens in die Welt hinausgehen ließ und mit scharfen Umrissen Richtungslinien vorzeichnete, neben Zukunftssorgen auch Zukunftshoffnungen in hellem Glanze blicken ließ. Man fühlte es: in dem schwülen, öden Gemach war ein Fenster geöffnet worden, Morgenluft strömte herein. Die Wahlen zum Abgeordnetenhaus waren so ausgefallen, daß eine ruhige Weiterentwicklung in liberalem Sinne verbürgt schien. Ja, aus dem Lager der Demokratie erhob sich zu Ende 1858 eine Stimme: „Für mich ist die Verfassung in den jüngst verflossenen denkwürdigen Tagen neu geboren."

Am wenigsten deutlich hatte sich des Regenten Programm über die Verhältnisse Preußens zu den auswärtigen Mächten ausgesprochen. Und daß hier Aufgaben vorlagen, und zwar rasch zu lösende Aufgaben, darüber gab es seit dem 1. Januar 1859 keinen Zweifel. Mit dem Frühjahr wurde die Aufrollung der nationalen Frage in Italien, der Krieg Frankreichs gegen Österreich zur Gewißheit. Jetzt die Gelegenheit zu nützen, die deutsche Frage zu enden nicht durch moralische langsame Eroberungen, sondern durch kühnen Griff — Österreich zum Trotz und auch Frankreich zum Trotz —, so rieten die einen; nein, für Österreich eintreten, dessen vollen Besitzstand retten, meinten die anderen. Was Wilhelm, seine eigenen Wege gehend, in Szene setzte, sein Warten in halber Rüstung, sah aus wie Tatenscheu, wie ein Nichtverstehen der günstigen Gelegenheit. Und doch lag gerade darin der Umschwung.

Zu Mitte Juli war in Villafranca Friede geschlossen worden; auf italienischem Boden stand die nationale Einheit so gut wie fertig da; in Deutschland schien man in die Zeiten der Reaktion und unter die Fittiche des Frankfurter Bundestages zurückzukehren. Aber es schien nur so. Daß es nicht so weiter ging, dafür sorgten zwei neue Erscheinungen: der deutsche Nationalverein und das Schillerfest; beide, im Bund miteinander unsichtbar wirkend, schufen ein Stück neuer öffentlicher Meinung.

Die Italiener waren bis daher von den Deutschen als Leidensgenossen auf dem Wege zur Einheit betrachtet worden; jetzt hatten sie zweifellos die Deutschen überholt; sein ganzes Programm durchzuführen war dem italienischen Nationalverein gelungen. Ließ sich nach seinem Vorbild ein deutscher Verein gründen als Wächter und Hüter des Besten, was man im Völkerfrühling 1848 geträumt hatte? So kam man wieder auf das liebe alte Thema zurück: auf den Weg zur Einheit. Über die Nichtsnutzigkeit des Bundestags, über das Unerträgliche, daß die beiden deutschen Großmächte in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen sollten, darüber war man in vielen Kreisen im Norden wie im Süden Deutschlands einig; auch darüber bestand da und dort kein Zweifel, daß

Digitized by Google

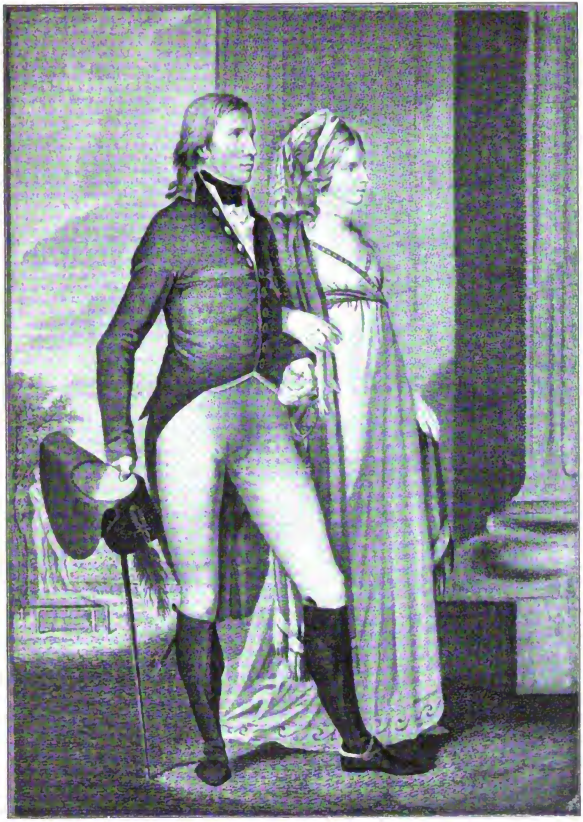


Abb. 3. König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise.
Stich von F. B. Nettling nach C. Hampe.

Digitized by Google

Preußen, als mit beiden Füßen auf deutschem Boden stehend, voranzustellen sei. Noch aber klang ein Vorrang Preußens in deutschen Angelegenheiten für weite Kreise fremd genug; gerade mit dem noch Fremdartigen vertraut zu machen, das sollte die Aufgabe des neuen Verbandes bilden, der sich im Herbst 1859 als Deutscher Nationalverein zusammenschloß.

Und in denselben Herbsttagen gab sich das deutsche Bürgertum ein Fest, bei dem es endlich sein Haupt wieder stolz erheben konnte, nachdem es schon zehn Jahre lang hatte unterkriechen und verstummen müssen. — Am 10. November 1859 waren es hundert Jahre seit dem Tag, da Friedrich Schiller dem deutschen Volk geboren worden war. Keine Behörde, keine Regierung förderte das Fest; urwüchsig entsproß es dem deutschen Boden, als eine Feier vom Bürgertum sich selbst gegeben. Mit gierigen Händen griff dies Bürgertum nach der Gelegenheit, wieder einmal recht von Herzen einer lange zurückgehaltenen Lust nachgehen zu können, der Lust, mit flammender Begeisterung vom Vaterland zu reden, von seiner Einheit und Freiheit.

So war der Anstoß gegeben; vorerst freilich noch mit unklaren Zielen. Als feststehend und klar ließ sich nur das eine Resultat herausheben: Der Prinzregent von Preußen widerstand jedem aus Österreich oder aus dessen Einflußsphäre stammenden Versuch, welcher den Zweck verfolgte, die preußische Regierung zur Anfeindung oder gar zur Unterdrückung des Deutschen Nationalvereins zu bewegen. Deutlich gab Wilhelm damit zu verstehen, daß er sich nicht im Widerspruch fühle mit der neu emporwachsenden öffentlichen Meinung. Fast vereinsamt stand er damit unter den deutschen Fürsten da; der Mann, der im Sommer 1859 es zu vermeiden wußte, den Po am Rhein zu verteidigen, der schon am 26. Januar 1859 dem Gesandten Otto v. Bismarck, als dieser die Schwächen des neuen Ministeriums kennzeichnete, zur Antwort gab: „Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein!“ — Offenbar sprachen alle Anzeichen dafür, daß dieser neue Hohenzoller ganz andere Wege einschlagen werde, als Vater und Bruder gegangen waren. Bisher pflegte sich doch Preußen jeder von Wien kommenden Zumutung zu unterwerfen oder doch schüchtern auszuweichen. Und jetzt, fast unvermittelt, diese schärfere Tonart!

Es ist ein bedeutungsvolles Wort, das unter dem Eindruck der ihm unverständlichen Wendung der Dinge Herr v. Gerlach, Führer der äußersten Rechten, in vorwurfsvollem, unglückverheißendem Tone sprach: „Preußen stützt sich auf die Völker gegen die Fürsten!“ Der Prinzregent war ja 1859 und 1860 für die ihre alte Verfassung verlangenden Kurhessen gegen ihren Kurfürsten eingetreten.

Wie ist nun eigentlich der neue Regent Preußens, der beim Regierungsantritt die Vollreife des Mannes schon hinter sich hatte, dazu gekommen, die seitherigen Bahnen zu verlassen und neue Wege einzuschlagen? Welche Erlebnisse, welche Eindrücke sind es, die seine Seele mit neuen Vorstellungen gefüllt, die seinen Willen geformt haben?

Der am 22. März 1797 geborene Prinz Wilhelm begann in die männlichen Jahre hineinzuwachsen in den Tagen, da sich der letzte Akt in dem vielgestaltigen Drama „Napoleon“ abspielte. Damit kam der Heranreifende in eine Zeit, die einen Gegensatz darstellte zu der bisherigen Ruhelosigkeit, zu dem Kampfe der Völker, zu dem Ringen kraftvoller Persönlichkeiten.

Mit seinen Knabenjahren reichte Wilhelm zurück in jene Tage, die Männer gezeitigt hatten voll weiter, heller Gedanken, mit hohen Zielen, von hinreißenden, die Seele füllenden Worten. Das hatte sich geändert; eine Zeit war angebrochen, welche Lebensenergie weder verlangte noch gab. Langsam, tatenlos schlich sie dahin. Man war zufrieden, daß man vorderhand in einem durch Verträge geschützten anspruchslosen Gemeinwesen untergebracht war. Ein mäßiges Wohlergehen war unter Metternichs Leitung

Digitized by Google

Abb. 4. Friedrich Wilhelm III. im Kreiſe ſeiner Familie.
Stich von J. F. Krethlow nach H. Dähling.

Digitized by Google

Abb. 5. Prinz Wilhelm.
Stich von F. Bendramini nach P. E. Stroehling.

dem deutschen und preußischen Volke zugemessen worden. Und die fremden großen Mächte fanden, daß gerade für dies deutsche und preußische Volk das zugewiesene bescheidene Teil einen vollauf genügenden Grad von Glückseligkeit in sich begreife. Denn die Fäden, von denen das Heil der Welt abhängt, liefen wesentlich in Wien und Paris, in London und Petersburg zusammen. Berlin und der preußische Staat aber, nachdem sie von 1807 ab fast ein Jahrzehnt lang ein Feuer entfacht hatten, an dem sich auch andere wärmen konnten, begannen mehr und mehr verdunkelt zu werden von dem Zeitpunkt an, da sich Preußen zum Trabanten Österreichs, ja zu dessen Gerichtsvollzieher hergegeben hatte.

Wer als junger Mann in diese matte Zeit hineinwuchs wie Prinz Wilhelm und die Altersgenossen Hellmuth v. Moltke und Albrecht v. Roon, den mochte wohl zuweilen Sorge anwandeln, ob er denn bestimmt sei, ein alter Mann zu werden, ohne etwas von Bedeutung erlebt zu haben. In der Tat, es schien, als müßten Jahrzehnte gleichsam verschlungen werden, um nur etwas, das wie ein beachtenswerter Niederschlag aussah, in der Seele zu verspüren. Nur wer die leisen Schwingungen zu beobachten versteht, der mochte herausfinden, daß in manchen Kreisen gebildeter preußischer Männer, namentlich unter Gelehrten und Offizieren, sich ein schmerzliches Gefühl lebendig erhielt: unter den Schenkungen des Wiener Kongresses, der ehemals sich für berufen gehalten, jedem Glied der Staatenfamilie seinen Platz anzuweisen, befinde sich gerade das Gut nicht, nach welchem man sich am meisten gesehnt, Preußen sei benachteiligt worden, das Vorenthaltene müsse man sich selbst holen.

Prinz Wilhelm hatte sich allmählich zu den

Abb. 6. Prinz Wilhelm. Stich von L. Meyer nach Heusinger.

Digitized by Google

höchsten militärischen Stellen hinaufgedient; seit 1840, seit sein kinderloser Bruder Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, nahm er als Prinz von Preußen und Thronfolger die erste Stelle im Staatsrat und in der Armee ein; — für alle ein Vorbild, der erste Offizier des Königs, ein echter Altpreuße. Dabei korrekt monarchisch mit selbstverständlich konservativem Sinn. Das brachte ihn den erhaltenden Mächten, an deren Spitze Österreich stand, oftmals nahe genug. Zugleich aber zählte sich der Prinz zu denen, welche lebhaft und schmerzlich fühlten, daß Preußen nur nominell eine Großmacht bedeute, daß der Staat, der einer Gleichstellung im Weg stehe, Österreich sei. Damit trat der Prinz oftmals in ausgesprochenen Gegensatz zu der Duldsamkeit, zu dem vorsichtigen, ja bescheidenen Ton am Hof und im Staatskabinett.

Abb. 7. Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie im Schloßgarten zu Charlottenburg. Stich von Meyer nach dem Gemälde von Dähling.

Gar langsam arbeitete also der große Lehrmeister, die Zeit; ihre Schüler standen schon im vollen Mittag des Lebens, als das neunzehnte Jahrhundert am Schluß seiner ersten Hälfte in lebhaftere Schwingungen zu kommen schien. — Noch vor wenigen Jahren war man naiv genug gewesen, politische Umbildung von einer schwärmerischen Studentenschar oder von einer Sinnesänderung der am Ruder stehenden Staatsmänner zu erwarten. Jetzt, mit den ersten Lenztagen des Jahres 1848, trat deutlich zutage, daß sich beim ganzen Menschengeschlecht ein Wandel in der Welt der Ideen und der politischen Anforderungen vollzogen habe. Zunächst kamen die Regierungen entgegen; eine deutsche Nationalversammlung trat im Mai 1848 in Frankfurt a. M. zusammen. Aus einem Wirbel von Gegensätzen tauchte endlich die Verfassung eines Deutschen Reiches auf, und die Kaiserkrone wurde im April 1849 dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. angeboten. Damit hatte die Nationalversammlung eigentlich mehr in des Königs Hände zu legen

Digitized by Google

versucht, als sie zu vergeben hatte. Denn selbstverständlich konnte diese Krone nur der annehmen, der zu einem Kampf auf Tod und Leben gerüstet war gegen eine ganze Reihe von Widersachern, an deren Spitze wohl Österreich stand. So wurde sie abgewiesen, und im Gefolge der Abweisung erhob die Revolution ihr Haupt. Allein man hatte die Macht der Barrikade zu hoch, die Widerstandsfähigkeit der Dynastien zu nieder eingeschätzt. Überall blieben die Regierungen siegreich, und die Reaktion setzte sich fest auf jedem Thron, an jedem Regierungstisch.

War denn aber mit einem einzigen Schlag alles spurlos weggefegt und verschwunden? Ist gar nichts Bleibendes, kein einziger Vorteil errungen worden mit so viel Schweiß und Blut? — Ein Lehrjahr stellen die Bewegungsmonate der Jahre 1848 und 1849 dar, wie keines noch über das deutsche Volk hingegangen ist, seit mit halbem Leib das Deutsche Reich aus seiner Versenkung herausgestiegen war in den Jahren der Befreiungskriege.

Umsonst hatten die, welche als Schüler in der Zeitgeschichte standen, während der Öde, Langeweile und Schlaffkraft der letzten Jahrzehnte sich nach Eindrücken umgesehen, die geeignet waren, Wegzeigung abzugeben für Völkerschicksal. Das war mit einem einzigen Schlag alles nachgeholt worden. Aus nächster Nähe hat Prinz Wilhelm alles wahrnehmen können: das Aufflammen der Massen und ihres Zornes, das Verzerren des hohen Ideals; Wortgefechte, nutzloses Zerfahren und Zausen. Tolle Pläne für die Zukunft sah er wie Pilze aus dem Boden schießen, das lebensunfähige revolutionäre Gemeinwesen in Baden vor seinem Kommandostab dahinsinken; da und dort aber vermochte der ruhig Zuschauende und verständig Wählende auch ein Korn Gold dem Strome zu entnehmen.

Klugheit hatte gebieterisch verlangt, daß Prinz Wilhelm die durch den Märzaufstand durchwühlte Stadt Berlin und die Heimat verließ, um vorläufigen Aufenthalt in London zu suchen. In seiner Seele befanden sich Staatsmann und Soldat im Widerstreit miteinander; als Staatsmann hätte er mit liberalen Zugeständnissen niemals gegeizt, aber als Soldat zurückweichen zu müssen, das konnte er nicht über sich gewinnen. Auf der Reise nach London, in Hamburg am 22. oder 23. März 1848, war es, daß Wilhelm mit dem befreundeten Vincke-Olbendorf ins Gespräch kam. Offen und ehrlich, meinte der Prinz, werde er dem beitreten, was im Interesse der Volksfreiheit und der neuen Zeit getan werden müsse. Mit der gleichen Festigkeit, mit der er das Alte verteidigt, werde er an dem Neuen festhalten; denn die Zeit sei eine andere, das alte System unmöglich geworden.

Wir wissen, wie der Prinz in London plötzlich in die Arbeitsstube Bunsens, des preußischen Gesandten, hereinstürmte; wie er sogleich daran ging, sich mit dem Wesen des konstitutionellen Staates bekannt zu machen; wie er zwei Monate in der neuen Umgebung blieb und Freundschaft pflegte mit dem Prinzen Albert, der Königin Viktoria und einer Reihe hervorragender englischer Staatsmänner.

Auf seine Anschauungen über deutsche und preußische Zukunft hat vielleicht nichts so stark eingewirkt als der Verfassungsentwurf Dahlmanns, der ihm nach London zugesendet worden war. Professor Dahlmann befand sich als Vertrauensmann der preußischen Regierung in Frankfurt und konnte schon frühzeitig seinen Verfassungsentwurf für das Deutsche Reich vorlegen. Es lief dieser im wesentlichen darauf hinaus: erbliche mit konstitutioneller Regierung verbundene deutsche Kaiserwürde vereinigt mit der preußischen Königskrone, unter Wahrung der Rechte für die einzelnen deutschen Fürsten. Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz-Gemahl Albert von England verurteilten den Entwurf. Im Gegensatz zu ihnen sprach sich Prinz Wilhelm in einer selbständigen Denkschrift aus London vom 4. Mai 1848 mit der ganzen kraftvollen Einfachheit seines Stils also aus:

„Zuvörderst wiederhole ich, wie ich das Ganze des Verfassungswerkes als eine großartige Erscheinung unserer Zeit begrüße und dasselbe wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze als meisterhaft ansehe. Die Grundsätze, auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden; es sind dieselben,

Digitized by Google

Abb. 8. Prinz Wilhelm von Preußen im siebzehnten Lebensjahre.
Gemälde von K. Steuben vom Jahre 1814 im Hohenzollern-Museum.

welche jeder einzelne Staat in Deutschland zu den seinigen machen muß, wenn diese Einheit erstrebt werden soll. Daß auch ich die Annahme dieser Grundsätze für Preußen unerläßlich fand, beweist meine Unterschrift unter dem Patent des Königs vom 18. März, und daß ich hier in England nicht anderen Sinnes geworden bin, ist mehr als begreiflich." Über einzelnes lasse sich disputieren, abgesehen davon aber „gebührt Dahlmann ein unbedingtes Lob für die Großartigkeit der Auffassung der neuen deutschen Verhältnisse, die aus nur echt deutschem Herzen entspringen kann und die Anerkennung des Gesamtvaterlandes verdient". Und ein Jahr später schrieb Wilhelm an seinen alten Freund General C. v. Natzmer:

Digitized by Google

„Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern, à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein. Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte, — aber das Wann und Wie, darauf kommt es an. Daß ich bei meiner lebernen Natur, die man vielleicht praktisch nennen könnte, viel Anstoß in dieser phantastischen Professorenwelt gebe, können Sie denken. Wir wollen nur abwarten, wer zuletzt recht behält."

Damit hatte Prinz Wilhelm, der richtige, vorbildliche Altpreuße, angefangen, sein Augenmerk, wenn auch nicht sein vornehmstes, auf Deutschland zu richten. Auf der andern Seite aber flüchtete König Wilhelm IV. nach Ablehnung der deutschen Kaiserkrone aus der bewegten, schier atemlosen Zeit, unter Zurücklassung aller mannhaften Tatenlust hinüber in das Lager der alten Freunde, der Männer altständischen und pietistischen Treibens.

Damit trat Preußen ab von dem ersten Rang unter den deutschen Staaten, auf den es durch den Rest nationaler Begeisterung und durch die letzte Anstrengung der Nationalversammlung gestellt worden war. Freiwillig überließ es den ersten Platz an Österreich. Und dieses säumte nicht, Preußen fühlen zu lassen, was es heiße, sich Österreich zum Oberherrn zu setzen.

Mit schönen Theorien und schüchternen Vorschlägen ging jetzt das in den Hintergrund tretende Preußen daran, wenigstens einen Rest des deutschen Gedankens in der „Union" mit der preußischen Spitze zu retten. Aber auch das mußte notwendig zum Zusammenstoß mit Österreich führen, mit dem Staat, der allein in gesteigerter Machtfülle und des russischen Beistandes sicher aus den Wirren der Jahre 1848 und 1849 hervorgegangen war. Was der Ministerpräsident Manteuffel von den Unterhandlungen in Olmütz am 28. und 29. November 1850, denen andere in Warschau vorangegangen waren, nach Berlin zurückbrachte, wollte nichts anderes sagen, als: Preußen verzichtet auf ein selbständiges Vorgehen in der deutschen Frage; nur in Gemeinschaft mit Österreich wird die Behandlung dieser Angelegenheit vorgenommen werden.

Der Wortlaut gibt sich nicht so schlimm als das Wesen der Sache. In der Tat kam Preußen aus Olmütz als von einem diplomatischen Jena; wie dieser Name ist auch Olmütz die Triebfeder zu unerhörten Anstrengungen geworden. Im Namen Olmütz verkörperte sich für Prinz Wilhelm die Demütigung seines Staates, die Gefährdung seiner militärischen Ehre. Wie ein Stachel ist ihm „Olmütz" in der Seele gesessen.

Noch im Mai 1850 sagt Wilhelm in einer Denkschrift, um die Berechtigung Preußens zum Vorantreten nachzuweisen: „Preußen hat sich intellektuell gehoben, durch seine Institutionen dem vernünftigen Fortschritt gehuldigt, durch seine Wehrverfassung eine ungewöhnliche Kraftentwicklung ermöglicht." Und nach der Niederlage in Olmütz an Bunsen: „Ich habe meinem Charakter getreu unparteiisch die Stipulationen von Olmütz erwogen." — „In der ersten Aufregung übersah man die gute Seite von Olmütz." Allein trotz der beruhigteren Stimmung mußte der Prinz sich wiederholen: „Der 29. November zu Olmütz entschied den Wechsel des Systems Preußens in der deutschen Frage." Mit der Zeit wurde seine Stimmung noch bitterer. In einer Denkschrift vom 20. Februar 1851 suchte er sich die politische Lage Preußens deutlich zu machen:

„Mit der Olmützer Punktation ist der Weg aufgegeben, an die Stelle des deutschen Staatenbundes den Bundesstaat zu setzen." Wahrscheinlich habe man durch dies Aufgeben einen Krieg vermeiden wollen; das ganze Geheimnis sei: „Österreich hat großes Interesse, daß Deutschland keine moralische Einheit werde"; — „Österreich wird stets bemüht sein, alle und jede wahre Einigung Deutschlands zu hintertreiben." Preußen habe gerade den entgegengesetzten Weg zu verfolgen; „ihm muß alles daran gelegen sein, daß Deutschland eine moralische Einheit werde". „Indem Preußen diesen Weg für Deutschland vorzeichnet, wird es sich die Sympathien desselben erwerben und dadurch allerdings für sich die beste Eroberung machen, nämlich die moralische Eroberung Deutschlands." Offenbar denkt hier Wilhelm an die Möglichkeit, durch gütliches Einvernehmen Einheit zu erzielen und den Einfluß des von Fürst Schwarzenberg geleiteten Österreich zu beseitigen.

Digitized by Google

„Von einer neuen Krisis wird es abhängen, ob Deutschland leben oder sterben soll. Leben wird es unter Preußens Leitung, sterben unter der Österreichs; unter beider Leitung wird es, wie bisher, fortkiemen.“ Preußen sei seit Olmütz von Österreich in das Gängelband genommen. Nur wenn Preußen zeige, daß es sich von Österreich nicht mehr bei jeder Gelegenheit einschüchtern lasse, könne es die Stellung des Vertrauens in Deutschland wieder gewinnen, die es jetzt verloren habe und die es besitzen müsse, wenn es die von der Vorsehung bestimmte Stellung einnehmen wolle: nämlich Deutschlands Lenker und Führer zu werden.

Abb. 9. General Oldwig v. Natzmer, 1782—1861.
Militärischer Begleiter des jungen Prinzen Wilhelm. Gemälde von Krüger.

Gerne kehrte unter diesen Umständen Wilhelm der Hauptstadt den Rücken und schlug von 1851 ab seinen Wohnsitz als Statthalter der Rheinlande in Koblenz auf, wo einstmals als erster kommandierender General Preußens im Jahr 1815 Graf Neidhardt von Gneisenau eingezogen war. Den ganzen Zauber der Landschaft und des Stromes, dem das deutsche Land die volle Pracht seines Gliederbaues zukehrt, ließ der empfängliche Kriegsmann hier auf sich wirken und wußte sich im Sturm die Herzen der freisinnigen Rheinländer zu erobern. — Was sich in Koblenz bei Prinz Wilhelm herausbildete, das war seine volle Abkehr von der Tatenscheu in Berlin, von bureaukratischer und kirchlicher Engherzigkeit. Bald sprach man am Hof davon, daß der Liberalismus am Rhein den Prinzen „ganz ruiniert“ habe; daß die Prinzessin eine Partei um sich zu bilden anfange.

Im Jahre 1829 hatte sich Wilhelm mit Augusta, Prinzessin von Sachsen-Weimar, verheiratet. Ihr Einfluß auf den Gemahl, obwohl niemals auch nur bis zu den Anfängen von Beherrschung reichend, scheint sich damals gesteigert zu haben. Von der deutschen Frage, als Frage der Nation, nicht nur Preußens, fühlte sie sich vielleicht tiefer und persönlicher ergriffen, als Wilhelm; in späterer Zeit wohl auch von dem Nachhall der Schillerfeste, die 1859 mit der Gewalt eines Naturereignisses aus der Mitte des Volkes hervorgebrochen waren. Namentlich galten die Sympathien der Prinzessin den Beziehungen zu England. Wiederholt führten freundschaftliche Besuche an den Londoner Hof, an dem Wilhelm schon 1848 so viel Entgegenkommen gefunden. Alte Freundschaften wurden in England erneuert, neue in Deutschland geknüpft. Der Kreis erweiterte sich; zu Natzmer, zu Oldrich und Bunsen traten andere; ein, wenn auch noch spärlicher Verkehr leitete sich ein mit Otto v. Bismarck, dem preußischen Gesandten am Bundestag zu Frankfurt a. M.; eine Korrespondenz mit dem Oberst Albrecht v. Roon und mit Hellmuth v. Moltke, in welchem der Prinz einen hervorragenden Generalstäbler „entdeckte“.

Keineswegs jedoch verlor Wilhelm die Vorgänge in Berlin aus dem Auge. Gerade jetzt fühlte er sich recht berufen, als Wächter über Preußens Ehre und Größe zu handeln.

Digitized by Google

Abb. 10. Augusta, Prinzessin Wilhelm von Preußen im Brautschmuck am 11. Januar 1829.
Stich von G. W. Lehmann nach dem Gemälde von E. Gebauer.

Zeugnis legt dafür ab die ausgedehnte Korrespondenz mit dem Ministerpräsidenten Manteuffel, dessen Energie und Patriotismus er zu stützen und zu steigern suchte durch Ausführungen, die einen bewundernswerten politischen Vorausblick verraten. — Als am 15. Dezember 1852 Kaiser Franz Joseph in Berlin angekommen war, schrieb der Prinz: „... um Gottes willen nichts Einseitiges mit Österreich verhandelt und abgeschlossen! Besprechungen über Eventualitäten werden freilich nicht zu vermeiden sein, aber Ihnen möge immer vorschweben, daß Österreich bei dieser Gelegenheit uns auch politisch und

Digitized by Google

Abb. 11. Prinz Wilhelm von Preußen.
Stich von F. Lehmann nach dem Gemälde von E. Gebauer aus dem Jahre 1829.

militärisch wird aushorchen wollen, und daß alles, was es hört, nach Paris mitgeteilt werden wird."

Wilhelm war übrigens nachträglich zu dem Kaiserbesuch von Koblenz nach Berlin berufen worden und schreibt vom 29. Dezember 1852 an Ohrlich: „Daß ich trotz dieser Visite den weißen Röcken nicht über den Weg traue, versteht sich von selbst."

Bei allen Verhandlungen mit Österreich richtet der Prinz ein Hauptaugenmerk auf die Sicherstellung des Deutschen Zollvereins vor möglichen Übergriffen und auf die Anfänge einer preußischen Flotte. Der heftigste Gegner Preußens, Fürst Schwarzenberg, war am 3. April 1852 gestorben; schon am 8. April schreibt Wilhelm an Natzmer:

Digitized by Google

Abb. 12 u. 13. Prinzessin Auguste und Prinz Wilhelm von Preußen.
Bildnisse aus dem Jahre 1829.

„Vielleicht hat die Flotte den Schwarzenberg getötet, da er einsehen muß, daß seine Antipathie gegen Preußen es nun doch dahin gebracht hat, daß gerade Preußen das Fundament der deutschen Flotte abgeben wird, an das sich die übrigen nolens volens dereinst anschließen müssen, also daß gerade das eintritt, was er verhindern wollte." Und an Manteuffel zur selben Zeit: „Um Preußens Flotte kann sich dereinst eine deutsche sammeln."

In demselben Brief an Manteuffel heißt es wegen der Zollkonferenzen mit Österreich, das sich in den Deutschen Zollverein einzudrängen und ihn dadurch unschädlich zu machen suchte: „Also nochmals, trauen Sie den einschmeichelnden österreichischen Kunstgriffen noch weniger als den brüsken!" — „Erst den Zollverband hergestellt, und dann mit Österreich über Handelsvertrag verhandelt! Das ist unsere Losung; wer uns verlassen will, mag gehen — sie kommen doch wieder." — „Also auf dem Zollkongreß nur eisern fest und konsequent geblieben und unsere Aktien steigen 100 Prozent!" — In einem Schreiben an Manteuffel vom 8. September 1852 kommt Wilhelm auf die deutsche Frage zurück: „Ich fürchte, Österreich gibt seinen Schwarzenbergischen Plan, Preußen vor das Jahr 1740 zurückzudrängen, nicht auf, der Kaiser, als Zögling Schwarzenbergs, gibt diese ihm beigebrachte Lehre nicht auf, und wenn der Anlauf in Verbindung von Donau und Seine auch stattfinden sollte."

Und am 28. Februar 1853 an Bismarck: Es gewinne den Anschein, daß Österreich eine neue Ära für Deutschland heraufführen wolle, „aber mit Österreich als deutschem Kaiser an der Spitze! Doch bis zum Erreichen dieses Ziels werden wir doch auch wohl noch ein Wort sprechen müssen!"

Dem Prinzen war es ein Triumph, zu sehen, wie sich schrittweise in immer rascherem Tempo die Sprache Preußens gegen Österreich am Bundestag änderte, wie es immer entschiedener auftrat in der Zollvereinsangelegenheit, in der italienischen und deutschen Frage. Bismarck konnte an Wilhelm seinen Dank berichten „für wiederholte gnädige Anerkennung seiner politischen Richtung". Oberst v. Roon trat schon im Januar 1854 mit einem vollständigen Programm hervor, wie es möglich wäre, durch eine in preußischem Sinne hergestellte deutsche Heereseinheit unter preußischer Führung zu bisher nie gekannter Machtstellung sich aufzuschwingen.

Digitized by Google

Abb. 14. Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen.
Lithographie von Wildt nach Krüger.

Im übrigen hielten sich die Koblenzer Jahre fern von der großen Politik. Aber im Herbst 1857 konnte Wilhelm nach Berlin zur Stellvertretung des erkrankten Bruders abgehen, eine geklärte und gefestigte Gedankenwelt mit sich tragend: am nächsten lag seiner Seele die Größe Preußens, dessen Einführung als wirkliche Großmacht, als gleichberechtigtes Mitglied neben Österreich, die Auffrischung des Heerwesens, ein Regiment nach altpreußischen konservativen Grundsätzen, ohne liberalen Ideen ihre Wirksamkeit unterbinden zu wollen; — nahe stand seiner Seele zugleich der Gedanke von der Untrennbarkeit der Schicksale und der Größe Deutschlands und Preußens, beide aufeinander angewiesen; näher stand das seinem Geiste jetzt schon als den meisten Zeitgenossen, auch Bismarck nicht ausgeschlossen; — von besonderer Wichtigkeit erschien ihm daneben stets die Erhaltung des Deutschen Zollvereins als einer Vorfrucht der Einheit, die Gründung einer Flotte; — schon in bei weitem größerer Ferne rückte ihm die mit klarem und geplantem Wollen zu beschreitende Bahn nach der deutschen Einheit; am fernsten aber die Lust, sich den verschiedenen deutschen Stämmen und Fürsten als Förderer der nationalen Einheit, als ihr Schöpfer aufdrängen zu wollen. Fest gewurzelt scheint bei ihm die Überzeugung gewesen zu sein: Österreich und Preußen müssen einmal — aber wann und unter welchen Umständen? — aufeinander platzen mit derselben Notwendigkeit wie zwei Eisenbahnzüge, die auf demselben Gleise sich entgegenfahren.

* * *

Digitized by Google

In solchen Umrissen zeichnete sich der politische Vorstellungsring des Prinzen Wilhelm, als er sich erstmals in seinem langen Leben selbständig handelnd fand, hingestellt auf den verantwortungsvollsten Posten im Staat; in solchen Umrissen drückte sich aus, was die Zeit als Lehrgehalt in der Seele Wilhelms zurückgelassen hatte. — Für seine innere Politik galt das Programm vom November 1858 (S. 3) und nach außen hin konnte er während des Jahres 1859 Österreich gegenüber eine Ungebundenheit und Freiheit des Handelns in Anspruch nehmen, wie sie nicht mehr bestanden hatte seit dem Tage von Olmütz. So wäre jene Niederlage gesühnt, die aufrechte Haltung wieder gefunden gewesen. Wie aber verhindern, daß die Wiederkehr einer Niederbeugung zu den ganz undenkbaren Dingen gehörte? Darum handelte es sich.

Schon in seinem Programm hatte Prinz Wilhelm der Armee ihre Stelle angewiesen als der Schöpferin von Preußens Macht, als der Hüterin seines Ansehens und seiner Ehre. Jetzt, nach den Erfahrungen einer teilweisen Mobilmachung des Jahres 1859, ging er einen Schritt weiter. In der Thronrede vom 12. Januar 1860 schloß er, auf die Verjüngung der Heeresverfassung hindeutend, mit den Worten: „Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und Schirm, für die Größe und Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden. Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher zu stellen." —

Das war es also: die Bewegungslosigkeit der Zeit gründlich zerstört, die nationale Frage in Fluß gebracht, Österreich zurückgedrängt, aber das kaiserliche Frankreich im Begriff, sich zum Schiedsrichter Europas zu machen! Es lag zutage, Umschwung stand bevor; es standen Tage in Aussicht, an denen schwerwiegende Entschlüsse gefaßt werden mußten. — Bis daher hatte es in Preußen geheißen: welcher Entschluß ist zulässig, um die Unfertigkeit der Armee nicht auf die Probe zu stellen? In Zukunft sollte es lauten: die Armee ist jeder Aufgabe gewachsen, daher ist volle Entschlußfreiheit gesichert.

Wenige Wochen nach der Thronrede vom 12. Januar 1860 erschien die Regierungsvorlage mit der Heeresreorganisation, die eine Verdoppelung der Stärke des Heeres, zweckmäßige Gliederung und Entlastung der älteren Jahresklassen zum Ziele hatte.

Tatenscheu, das war es, was in den letzten Jahrzehnten jede Lebensäußerung des preußischen Staates bezeichnet hatte; Tatenscheu zwang zu einer Reihe von Versäumnissen; Tatenscheu hatte nach Olmütz geführt und allen Mittel- und Kleinstaaten den Respekt benommen. Denn die Armee war alt und schwerfällig geworden, seit sie im Herbst 1814 als ein wunderbar zweckmäßig gefügtes Kriegsinstrument aus den Händen Boyens hervorgegangen. Jetzt setzte der Prinzregent an ihre Neubildung alles, was er besaß: seine Popularität bei den Liberalen, seine Beliebtheit bei den bewährten Altpreußen; er ertrug den Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen die Landwehr, der Überbürdung des Landes, ja er zeigte sich bereit, vom Throne herabzusteigen, wenn ihm nicht die Grundlage für all sein Tun geschaffen würde.

Nicht selten hat man gesagt, Wilhelm habe nicht nur, um den Anforderungen der Zeit im allgemeinen gewachsen zu sein, sondern um die deutsche Frage in geplanter Weise einer Lösung entgegenzuführen, den Heeresneubau unternommen. So deutlich aber sprach die Zeit noch nicht zu dem Schicksalsmann auf dem preußischen Thron. Wir von der Entfernung aus, wir auf der Höhe von heute stehend, sehen die Dinge freilich in deutlichem Zusammenhang von Ursache und Wirkung; — wir sehen das preußische Volk in Waffen, frisch, neu belebt, und das Hinwerfen des Handschuhs vor jeden, der es wagen sollte, die Größe Preußens, die Einheit und Unversehrtheit des Deutschtums zu stören. Die gleichzeitig Lebenden aber standen viel zu nahe, um eines Überblicks und Einblicks teilhaftig werden zu können. Jeder sah, wie immer, nur das Einzelne. Auch Wilhelm selbst. Alles geplante Wollen galt zunächst nur seinem Prenßenland. Ja, er wäre bereit gewesen, neben Österreich als Gleichberechtigter dem deutschen Bund unter der Vornahme umfassender Heeresreform neues Leben zu geben.

Von der Bundesreform war auch wieder die Rede, als im Sommer 1860 sich Wilhelm in Baden-Baden im Kreise der wichtigsten deutschen Fürsten einfand. Ursprünglich war Baden-Baden von dem Prinzen gewählt worden als Rendezvous mit

Digitized by Google

Napoleon III., der längst ein Herantreten an den Regenten Preußens gesucht hatte. Nun, da die deutschen Fürsten dabei waren, konnte um so nachdrücklicher die Unverletzlichkeit deutschen Gebietes und die allgemeine Friedfertigkeit betont werden.

Von der Bundesreform, auch von einem Alternat im Präsidium des Bundestags war die Rede, als kurze Zeit darauf, am 26. Juli 1860, der Prinzregent mit dem

Abb. 15. König Friedrich Wilhelm IV., 1795—1861.

Kaiser Franz Joseph von Österreich in Teplitz zusammentraf. Die persönliche Berührung verlief keineswegs unfreundlich, aber ohne greifbare Erfolge.

So haben die Mahnungen der Zeit in der Spanne von wenigen Wochen während des Sommers 1860 diejenigen drei Männer zusammengeführt, von deren Willensbetätigung und persönlichen Ansichten über die Anforderungen der Zeit für das nächste Jahrzehnt die politischen Strömungen, die Gegensätze und damit die Völkerschicksale abhängig geworden sind.

Digitized by Google

Abb. 16. Prinz Wilhelm und der Maler Krüger. Gemälde von Krüger.
(Photographie-Verlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.)

Noch hatten die deutschen Fürsten versucht, auf dem Tag von Baden-Baden den Prinzregenten zu einem Einschreiten gegen den ihnen widerwärtigen Nationalverein zu veranlassen. Ohne Erfolg. Das Regieren, sagte Wilhelm im Gespräch mit dem König von Bayern, gleiche dem Regulieren eines Flußbetts; die Dämme dürfen den Strom nicht zu sehr einengen, noch weniger nach rückwärts treiben, sonst staue er sich und überschreite seine Grenzen. In der Tat, die Agitation des Nationalvereins hatte sich in allen deutschen Landen immer größerer Wärme und vorurteilsloserer Aufnahme zu erfreuen. Eine gewisse Begeisterung begann sich zu erzeugen, und von dieser war nur ein Schritt zu der Forderung: Preußen, nicht Österreich sei die wahre deutsche Großmacht.

Digitized by Google

In einem Schreiben vom 17. Juli an den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha nennt Wilhelm das fürstliche Ansinnen „eine Attacke auf den Nationalverein", und in dem Gespräch mit dem König von Bayern fügt er noch hinzu: Österreich müsse aufhören, Preußen als einen Emporkömmling zu betrachten; Preußen sei unter den deutschen Mittelstaaten verlästert worden.

Der Prinzregent hat, bei der Mittelmäßigkeit der ihm zu Gebot stehenden Persönlichkeiten, sein Ministerium des Äußeren im Wesen selbst geleitet, auch dann noch, als er nach des Bruders Tod am 2. Januar 1861 sich die Krone in Königsberg am 18. Oktober 1861 aufs Haupt gesetzt hatte. Es war nicht sein eigentliches Feld. Wilhelm klagt einmal gegen das Ende seines Lebens in einem Schreiben an Bismarck (23. Dezember 1887): „. . . obgleich meine Erbschaft an der Krone schon längst vorherzusehen war, unterblieb meine Einführung (in die Staatsgeschäfte) bis zu meinem 44. Jahre, als mein Bruder mich sofort zum Mitglied des Staatsministeriums ernannte mit Beilegung des Titels als Prinz von Preußen."

Die eigentliche Heimat des Prinzen war und blieb aber die Armee. Noch als junger Mann war er kommandierender General geworden und benutzte seine Stellung von Anfang an, um in zahlreichen eigenhändig geschriebenen Aufsätzen und Denkschriften Mittel und Wege vorzuschlagen und Reformen zu empfehlen, die es, wie die dreijährige Dienstzeit, möglich machen sollten, eine nirgends erreichte oder gar übertroffene Höhe zu gewinnen in soldatischer Erziehung und mannhafter Gesinnung. Für ihn war es ein Jammer zu sehen, wie etwa von 1832 ab aus Sparsamkeitsrücksichten Stärke und Ausbildung der Armee vernachlässigt wurden. Man sprach von einer sich nur auf 16 bis 18 Monate erstreckenden Dienstzeit. Es waren das dieselben Jahre, in welchen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten im Vertrauen auf die Unwandelbarkeit der Friedensjahre und zugleich im Vertrauen auf die bessere Rüstung der beiden deutschen Großmächte die eigenen militärischen Rüstungen vollständig zu vernachlässigen begannen, ein Verfahren, dessen Gemeinschädlichkeit erst vor Augen treten sollte durch den Krieg des Jahres 1866 und seine Folgen.

Abb. 17. Prinz Wilhelm, 46 Jahre alt. Nach einer Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1843 von Graf Friedrich v. Witzleben.

Prinz Wilhelm aber blieb die Hoffnung der jüngeren Generation im preußischen Heer, die allmählich heranwuchs und zu den Idealen vom Jahre 1807 noch eine strenge technische Schulung hinzuzufügen gedachte. Und hier stieß die neue Schule bald scharf zusammen mit der öffentlichen Meinung.

Es gehörte ja einiger Mut dazu, der liebgewordenen Legende von den Leistungen der Landwehr entgegenzutreten. Ja, eine herbe, unerbittliche Entschlossenheit, eine erwärmende Flamme zugleich war im großen Jahre 1813 aus den grimmen Herzen der Landwehrmänner hervorgebrochen; manche Großtat ist von ihnen verrichtet worden. Redlich hat damals die Landwehr mit geholfen; die gewaltige Arbeit des großen Krieges aber ist doch wesentlich von der stehenden preußischen Armee durchgefochten worden. Und im Hinblick darauf schmerzte es den sachlich und durch Phantasie und Tradition unbeirrten Prinzen, zu sehen, wie die Landwehr auf Kosten der Linie immer noch überschätzt werden konnte. So begann bei Wilhelm schon vor dem Jahr 1848 das

Digitized by Google

Streben, den Glauben an die Landwehr, als das wahre Volk in Waffen, auf das richtige Maß zurückzuführen und deren selbständige Organisation einzuschränken. Da kamen die Mobilmachungen oder doch Rüstungen 1849, 1850, 1854 und 1859; sie deckten arge Mißstände auf: an die jugendliche Armee hängte sich wie ein Bleigewicht die gealterte Landwehr; Hunderttausende von Tüchtigen blieben als nicht ausgebildet zu Hause.

Es ist eigentümlich, daß in den vielen Denkschriften, die Prinz Wilhelm aufgesetzt hat, niemals die Rede ist von dem Besitz des Zündnadelgewehrs, der Waffe, welche neben verbesserter Organisation in erster Linie den Erfolg verbürgen mußte. Nach dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts begann das Zündnadelgewehr in Preußen die bevorzugte Waffe zu werden. Und zwar in Preußen allein. Keiner der europäischen Staaten nahm in eingehender Weise Notiz davon; da und dort zog man die Erfindung ins Lächerliche. Die Wirkungen des Hinterladers im Jahre 1849 in Baden vermochten nicht viel Geräusch zu machen; das Wesentliche im Mechanismus des Gewehrs und die Herstellung der Zündpille blieben in Geheimnis gehüllt. Nur nach Frankreich war ein Strahl von dem neuen Licht gedrungen; im Sommer 1858 stand der Arbeiter Chassepot vor Napoleon III., um das Modell zu seinem Hinterlader ihm vorzuzeigen. Die Nichtbeachtung in Deutschland bleibt rätselhaft; das gemeinschaftliche Verkehren in den Bundesfestungen und auf deren Schießplätzen, die Bundesinspektionen hätten die Vorzüge der preußischen Waffe dartun müssen. Daß das nicht geschah und die Überlegenheit des Zündnadelgewehrs erst auf dem Schlachtfeld von Königgrätz sich enthüllte, gehört mit zu den eigentümlichen Schicksalswendungen zugunsten der preußischen und deutschen Zukunft.

Jetzt nach dem Jahre 1859 hatte Wilhelm all sein Material beisammen. Zugleich fand er sich in einer gegen früher ungleich verstärkten und vorteilhaften Lage. Bisher mußte er lediglich als erster Offizier des Königs mit seinen Reformvorschlägen auftreten; zudem meist unter scharfem Widerspruch des Kriegsministers. Jetzt sah er sich selbst auf die höchste Stelle versetzt, verantwortlich nur der Wohlfahrt, der Größe und der Ehre seines

Abb. 18. Das Palais des Prinzen Wilhelm von Preußen.
Lithographie von W. Ehrentraut.

Digitized by Google

Staats. Bis an die Schwelle des Greisenalters war er herangerückt, hatte immer über sich schwache, zögernde, dem Augenblick lebende Menschen gesehen, welche es liebten, Großes zu verschieben, die Verantwortung späteren Zeiten und anderen Männer aufzulasten.

Gerade die entgegengesetzten Ansichten über Gewissenhaftigkeit und Pflicht füllten die Seele des Prinzregenten: nichts verschieben, nichts mit bequemem Hinziehen auf die Schultern kommender Männer wälzen; aber auch: nichts sich abdingen lassen — und sollte es den Thron kosten.

Die Welt war in Fluß gekommen seit dem Sommer 1859, das war nicht zu leugnen; man mußte vorbereitet sein, ein zweites Olmütz unmöglich zu machen. Gewiß, im Zeichen von Olmütz erstand die neue Heeresorganisation. Zugleich war dem Umstand Rechnung getragen, daß es sich heute um einen wirklichen gesunden Großstaat handelte von fast 20 Millionen Einwohner, nicht wie 1814 um ein mehr aus kühler Höflichkeit zu den Großmächten gerechnetes Staatswesen von nur 11 Millionen. Da lag also zu Anfang Februar 1860 der neue Heeresentwurf mit den entsprechenden Geldforderungen auf dem Tisch des Abgeordnetenhauses. Der Entwurf verlangte eine Vermehrung der Feldarmee auf fast die doppelte Stärke bei gesteigerter Aushebung, aber zugleich mit Einschränkung der Landwehr; er verlangte die dreijährige Dienstzeit.

Abb. 19. Georg Frhr. v. Vincke, 1811—1875.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Verblüfft stand der ganze Liberalismus mit seinen Führern, wie Georg v. Vincke, da, nicht sowohl wegen der Entschiedenheit der Sprache in der Begründung und wegen der Mehrforderung, als namentlich wegen des Umstandes, daß die fast verdoppelte Feldarmee nicht allmählich gebildet werden sollte, sondern schon dastand in aller Form und realster Wirklichkeit, mit neuen Regimentern, mit neuen Fahnen usf.

Es ist kein Zweifel, die Zeit gehörte dem Liberalismus, der unter dem Druck der Reaktion erwachsen war, mit seinen Wurzeln aber auf das Jahr 1848 und weiter zurückging. Das gebildete Bürgertum schwor zum Liberalismus, als zu der allein berechtigten Weltanschauung, zu einer Macht, zu einer Lehre, von der man sicher war, daß sie alles gut

Digitized by Google

machen werde, was an Versündigungen sich der Bureaukratismus, das Muckertum, die Einseitigkeit dynastischen Empfindens zuschulden hatten kommen lassen. In seinen verschiedenen Abstufungen, mit denen anfangend, deren Gedankenkreis ihn zurückgeführt zum Idealismus des Jahres 1807 und zu dem von der Not befohlenen Volksheer, leitete der Liberalismus schließlich zu der Gruppe über, die einem unbedingten Soldatenhaß huldigte, des in den Jahren 1848 und 1849 vergossenen Blutes gedenkend.

Was seien denn jetzt die liberalen Anklänge wert? fragte man in der preußischen und deutschen Welt; jetzt nach der Heeresforderung und Heeresvermehrung vom Februar 1860. Nur dann könne man an die Wahrhaftigkeit, an ernstgemeinte liberale Zugeständnisse glauben, wenn die stehende Armee noch mehr als seither eingeschränkt werde, wenn man der Landwehr und der Volksbewaffnung weiteres Recht und weiteren Spielraum gewähre; man wisse es ja aus der Geschichte aller Zeiten, daß man eine starke stehende Armee nur brauche, um die Freiheit in Ketten zu schlagen.

Auf allen Seiten bereiterte man sich, den Mann mißzuverstehen, dessen vom Throne herab gesprochenen Worte der gedanken- und wortreichen, aber jede ernste Tat in behaglicher Weise hinausschiebenden Weltanschauung durchaus fremd, ja wie eine unberechtigte harte Mahnung klangen. Sollte man sich denn dazu verstehen, der Gegenwart erhöhte Leistungen zuzumuten, um Zukunftsaufgaben gewachsen zu sein, deren Art sich noch gar nicht erkennen ließ? Und demgegenüber äußerte der König zu einer Deputation: „Was hilft aller augenblickliche Reichtum, aller Segen der Industrie, was helfen alle Güter, die Gott uns geschenkt hat, wenn kein Schutz dafür vorhanden ist?“

Die erbitterten Gemüter entfernten sich mehr und mehr voneinander; keiner von beiden Teilen verstand mehr die Sprache des andern. Freilich, der Kriegsminister Roon wußte in den Jahren 1861 und 1862 ein paar Nebenwege zu ebnen, die es möglich gemacht hätten, sich mit dem Landtag abzufinden, den Konflikt und endlichen Bruch, die budgetlose Wirtschaft zu vermeiden. Aber der König wollte nichts davon hören. Hier führte er den Krieg auf dem Gebiet, dessen Beherrschung er sich ganz zu eigen gemacht hatte; an Zurückweichen oder auch nur an Einlenken war nicht zu denken. Ein Menschenalter hindurch war er Zeuge von Mattherzigkeiten aller Art gewesen; viel lieber als unterhandeln, wollte er aufhören, für die Größe seines Staates verantwortlich zu sein.

Schon vom Beginn des Streites an hatte sich Wilhelm auf die Möglichkeit des Rücktritts eingerichtet. Ein Wechsel des Ministeriums hätte hier doch nichts genützt. Er war ja derjenige, der fest entschlossen war, Preußen nicht wieder auf die Stufe eines Mittelstaates herabdrücken, seinen Staat als nicht vollberechtigte Emporkömmling ignorieren zu lassen. Dehnen konnte er die Grenzen nicht, der schmerzlich empfundenen Dünnleibigkeit des Staates vermochte er nicht abzuhelfen; dehnen ließ sich auch die Volkszahl nicht; mit geistigem Übergewicht allein ließ sich auch nicht durchdringen. Alles das war ihm durch Jahrzehnte hindurch vor Augen getreten. Dehnen ließ sich bei der festen Faser im Körper des preußischen Volkes nur Eines — die jeden Augenblick bereitstehende, von ritterlichem Geist getragene, über die Ehre und Größe Preußens mit Eifersucht wachende Armee. Ja, wäre er ein noch junger Mann gewesen, er hätte möglicherweise mit einer Abschlagszahlung zufrieden sein und das übrige nachholen können. Aber seine Jugend war in jene Jahrzehnte gefallen, da man in Europa allerorts das den Deutschen und Preußen gewährte Recht des mit Armut und Ohnmacht verknüpften Daseins als einen hinreichenden Grad der Glückseligkeit ansah. Konnte Wilhelm annehmen, daß sein Nachfolger das Werk vollenden werde, wenn er jetzt mit einem Stück desselben sich abfinden ließ? Besser er vollendete auf jede Gefahr hin das, was er begonnen hatte, was er nach seiner innersten Überzeugung vollenden mußte.

Ein Mann, der so denkt, der sich der Weltanschauung seiner Zeit gegenüber zu einer wesentlichen, zu einer alles andere umfassenden Tat für berufen hält, zur Schaffung einer nach Zahl, Technik und Geist unüberwindlichen Armee, um aus dem Gegensatz zu Österreich sieghaft hervorzugehen, ein solcher Mann nimmt, so schmerzhaft es für ihn ist, auch die Verfeindung mit dem Landtag, mit dem preußischen und deutschen Volk auf sich und söhnt sich mit dem Herabsteigen vom Throne aus.

Digitized by Google

Gegen den Herbst des Jahres 1862 schien sich die Lage immer trüber und aussichtsloser zu gestalten. Als Schicksalstage besonderer Art erwiesen sich der 22. und 23. September. Zum Lieblingssitz Babelsberg hatte sich König Wilhelm zurückgezogen und empfing hier den aus Paris herbeigerufenen Botschafter Otto v. Bismarck. So oft der König in der letzten drangvollen Zeit sich nach einem Waffengefährten umgesehen hatte, war sein Auge auf Bismarck gefallen. Ob dieser aber wohl einging auf des Königs Ziele, auf die gewählten Bahnen? Ob er nicht Überraschungen bereitete durch die auswärtige Politik und damit ablenkte vom Ziel aller Ziele? Da standen die beiden Schicksalsmänner sich gegenüber mit Rede und Gegenrede. Und das Ende war: Wilhelm zerriß den Entwurf zur Abdankungsurkunde, und der nächste Tag, der 23. September, brachte die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten und zum Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten. — Fünfundzwanzig Jahre waren über diesen Ernennungstag hingegangen, als am 23. September 1887 der greise Kaiser Wilhelm an Bismarck schreibt: „Sie waren unermüdlich, die oft sich auftürmenden Schwierigkeiten im Frieden und Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die

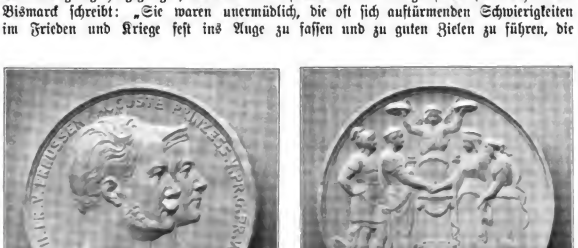


Abb. 20. Denkmünze zur Silbernen Hochzeit des Prinzen Wilhelm.

Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahndet hatte! Solche Leistungen sind wohl gemacht, um den 25. Jahrestag des 23. Septembers mit Dank gegen Gott zu begehen, daß er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen."

Und nunmehr steht Wilhelm der Welt, der er willens ist, ein anderes Gesicht zu geben, machtvoller gegenüber; das Bündnis mit Bismarck hat ihn stark gemacht. Und noch ein weiteres war dazu gekommen. Bisher schon fand sich der König in vollkommener Klarheit darüber: So darf es nicht für Preußen bleiben, so für alle Zeiten darf mein Preußen nicht verurteilt sein zur Tatenlosigkeit. Jetzt aber wird schärfer und schärfer das Ziel umrahmt, Fernliegendes wird näher gebracht, und Wilhelm ist in seiner Umdenkarbeit groß und weitblickend genug geworden, um sich in die neue Gedankenwelt einzuleben.

Einstmals war der Gang nach Olmütz dem fast noch jugendlichen Bismarck nicht in erster Linie als eine Demütigung Preußens erschienen; die empfindlichere Seele Wilhelms fühlte hier bei weitem richtiger. Erst als Bismarck von 1851 bis 1859 Gelegenheit fand, am Bundestag in Frankfurt seine politischen Lehrjahre zu verbringen, vermochte er in alle Winkel hineinzuleuchten und dem geheimnisvollen Wesen der österreichischen Diplomatie alles Verdeckende herabzureißen. Jetzt dachte er über Olmütz wie der König; jetzt fand er, daß für beide Mächte, Österreich und Preußen, in Deutschland

Digitized by Google

kein Platz sei, daß aber Preußen schlechterdings keinen anderen Exerzierplatz habe als eben Deutschland. Und noch auf ein weiteres war Bismarck durch seine Entdeckungsreisen in Frankfurt, Petersburg, Paris gekommen: es ist nicht unmöglich, Herr über Österreich zu werden und ihm mit Erfolg in ganz Deutschland den Rang abzulaufen.

Mit dem Empfinden der Schmach von Olmütz hatte Bismarck seinen neuen Herrn und Meister eingeholt, aber vorangeeilt war er ihm schon mit dem Gedanken an einen Zwei-

Abb. 21. Großherzog Friedrich von Baden.
Lithographie von S. Maier nach dem Gemälde von F. Winterhalter.

kampf gegen Österreich, an die Gewinnung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Nun erst fanden sich beide Männer zusammen in der gemeinschaftlichen Arbeit, dem preußischen Liberalismus die Mittel abzutrotzen, welche Preußen zu einem Gegner machen könnten, dem man vielleicht auch ohne Gefecht das Feld räumte.

Die Kampffreudigkeit, mit der Bismarck auf den Plan trat, schien jede Art Aussöhnung weit in die Ferne zu rücken. Erbitterung und Entfremdung nahmen zu. — Gegen Ende des Jahres 1851 hatte Kaiser Wilhelm seinem Kanzler einen höchst unangenehmen Traum brieflich erzählt. Bismarck antwortete darauf auch brieflich: „Eurer Majestät

Digitized by Google

Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines Traums, den ich Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmäler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte

Abb. 22. Großherzogin Luise von Baden.
Lithographie von S. Maier nach dem Gemälde von F. Winterhalter.

wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg — —."

Der Konflikt der Jahre 1862 und 1863 trieb hinein in einen rastlos wirbelnden Strudel von Gegensätzen, Widersprüchen und gelegenheitlichen Übertreibungen, deren sich zuzeiten beide Teile schuldig machten. Den Strudel vermeiden durch Umsegeln erwies sich als unmöglich; denn er füllte mit wildem Brausen die Gedankenwelt aller Volkskreise aus. So blieb nichts übrig, als mitten hindurch auf gerader Linie den Weg zu finden, um jenseits ruhiges Fahrwasser zu erreichen. Ob die verwegene Fahrt so weit führen wird? Jedenfalls tat ein günstiger, rasch fördernder Wind not. Und der Wind kam.

Digitized by Google

Da stand es wieder, das Lieblingskind der deutschen Nation: Schleswig-Holstein; da war sie wieder offen gemacht, die Frage, die von jeher mit einem geheimen Zauber alle dynastischen, demokratischen und nationalvereinlichen Unterschiede auszugleichen vermochte. Am 15. November 1863 war Friedrich VII. gestorben, der als König von Dänemark zugleich der letzte rechtmäßige Herzog von Schleswig-Holstein gewesen war. So wie man das Recht auffaßte in den Herzogtümern selbst, bestieg jetzt Christian IX. den Thron Dänemarks, die beiden Herzogtümer aber fielen zurück an die Augustenburger Linie und erkannten in Herzog Friedrich VIII. ihren neuen Landesherrn. Die staatsrechtlichen Be-

Abb. 23. Bismarck als Bundestagsgesandter im Jahre 1858.
Ölgemälde von Jakob Becker in Friedrichsruh.

griffe, lederne Abhandlungen und Verträge sind verwickelt genug; die alten Perücken in London, Petersburg, Paris werden gar bedenklich; über all den abgelebten Kram aber wälzt sich eine mächtige Woge hin, das nationale Gefühl, das gewaltig sich zu regen angefangen hatte schon vor fast zwanzig Jahren, in den Jahren 1848 und 1849, das jetzt durch die Vorgänge in Italien von 1859 als berechtigter Faktor bei der Staatenbildung aufs neue anerkannt worden war. In allen Versammlungen und Vereinen auf deutschem Boden freute man sich der Befreiung des Bruderstamms vom dänischen Joch, mit Genugtuung begrüßten die deutschen Fürsten einen neuen Kollegen in ihrem Kreis. Auch König Wilhelm stand solchem Empfinden keineswegs fern.

Aber welch eigentümliche Welt begann er dadurch sich selbst zu schaffen? Hatte er denn nicht eben, im August 1863, alle deutschen Mittel- und Kleinstaaten vor den Kopf

Digitized by Google

gestoßen dadurch, daß er bei der Fürstenzusammenkunft in Frankfurt nicht in ihrer Mitte erschien? Hatte er nicht eine Absage an Österreich und dessen Kaiser geschickt, den Urheber jenes Gedankens eines Fürstentags, dessen Resultate im Sande verliefen, eben weil der König von Preußen fern geblieben war; Preußen hat sich nicht mediatisieren lassen wollen. Und jetzt sollte Preußen dazu helfen, die Zahl jener Standesgenossen, mit deren Majorität es in offenbaren Zwiespalt getreten war, noch zu vermehren?

Nach seinem persönlichen Gefühl, einer geraden, naiven Auffassung der Legitimität huldigend, wäre Wilhelm wohl unter seinen Standesgenossen in Frankfurt erschienen, hätte auch mit eigenen Opfern dem Augustenburger zu seinem Recht verholfen. Die ganze Stützung, die er sich durch Bismarcks Eintritt ins Ministerium geschaffen, hatte der König notwendig, um von Anfang an in diesen deutschen und zugleich europäischen

„So muß es und nicht Anders darf es sein,
„Soll Preußens Wohlfahrt ganz gedeihn!"

Abb. 24. Otto Freiherr v. Manteuffel,
preußischer Minister seit 1848, 1850—1858 Ministerpräsident, † 1882.

Angelegenheiten den richtigen Weg zu gehen, um nicht einstmals bereuen zu müssen. Nichts Fremdes, Gegensätzliches war es, zu dem der Minister riet; nein, er schlug nur das jetzt schon als Tat vor, worauf der König im Verlauf der Zeit durch den eigenen Gedankengang doch gekommen wäre. Aber eben erst im Verlauf der Zeit. Das Verdienst von Bismarck ist, daß er dem König Zeit ersparte und spätere Reue vermied; der Minister wußte Entschlüsse und Taten in den Rahmen weniger Jahre zusammen zu drängen und das jetzt schon auszuführen, wozu der König Jahrzehnte notwendig gehabt hätte.

In der Eigenart Bismarcks lag es, mit scharf trennendem Verstand bis in die Tiefen hinabzusteigen, um die ersten Quellen und Beweggründe bloßzulegen. Statt häuslich rechnend, wie es der König tat, von Schritt zu Schritt vorzurücken, faßte Bismarck das weitgesteckte Ziel der Zukunft ins Auge und stürzte mit rücksichtslosen Sprüngen darauf zu. Und dabei kannte er vorerst nur einen einzigen leitenden Gedanken: die tatsächlichen preußischen Interessen für Gegenwart und Zukunft.

Digitized by Google

Abb. 25. Prinz Wilhelm, Regent von Preußen, im Jahre 1860 während des Fürſtenkongreſſes in Baden-Baden. Lithographie von Hecht.

Das Verdienſt des Königs aber liegt darin, daß er ſich gewiſſermaßen in beſchleunigter Gangart, unter mancherlei Widerſprüchen zwar, zu demſelben Ziele jetzt ſchon hinleiten ließ, das ſpäter doch anzuſtreben geweſen wäre. Tauſendmal mag der König den von Bismarck eingegebenen Entſchluß geſegnet haben, dem Verein der Standesgenoſſen auf dem Fürſtentag in Frankfurt ferngeblieben zu ſein. Wie konnte die Würde Preußens aufrecht erhalten werden, wie eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Anſichten des Nationalvereins, wenn er mithalf an der Gabe herumzubaſteln, die Öſterreich mit knauſeriger Hand bot?

Jetzt, in Sachen Schleswig-Holſteins, ſtand das geſchriebene Recht auf Seite der Auffaſſung Bismarcks: gültig, allgemein anerkannt ſei das Protokoll von 1852; Däne-

Digitized by Google

mark habe es gewagt, einseitig daran Änderungen vorzunehmen durch das Grundgesetz vom November 1863; nicht um die Erbfolge, nicht um den Augustenburger handle es sich; nein, Dänemark müsse gezwungen werden, das abändernde Grundgesetz zurückzunehmen. Soviel wußte man, Dänemark in seiner Verblendung und Selbstüberschätzung tat das niemals. Damit hatte Bismarck das, was er brauchte: Krieg gegen Dänemark, und zwar nicht Krieg des deutschen Bundes, nein, Preußens gegen Dänemark. Zu solchem Unternehmen lächelte ein fast wolkenloser Himmel: Rußland war gewonnen durch Preußens Haltung den aufständischen Polen gegenüber, England, Frankreich waren zur Untätigkeit verurteilt gerade durch Voranstellung des Londoner Protokolls. Und zu all dem das Wunderjamste, Österreich war zu der Auffassung und in die Bahnen Preußens herübergezogen. Der erste große diplomatische Sieg für Preußens Sache war damit erfochten; wie von einem Zauberband gehalten, folgte Österreich dem voranschreitenden Preußen.

Abb. 26. Karl Anton von Hohenzollern, 1811—1885. Preußischer Ministerpräsident 1858—1863.

Mit der neuen Lage der Dinge vermochte sich der König schon im Lauf des Januar 1864 vollständig auszusöhnen. Die Größe und den Ruhm Preußens fördern, solches Streben füllte ja seine ganze Seele. Und jetzt vermochte er seiner Zeit ein Schauspiel zu geben, wie es die deutsche Welt nicht mehr gesehen seit den glorreichen Tagen von 1813, 1814, 1815: die preußischen Truppen als die Vertreter einer wirklichen, als gleichberechtigt anerkannten europäischen Großmacht, in gleichem Schritt und Tritt neben den Regimentern Österreichs. Und das alles unter preußischer Leitung und Befehlsgebung.

Schon zu Ende November hatte der König an Bismarck geschrieben und als besonders schwerwiegend herausgehoben, daß „eine preußische Tat, eine Handlung unerläßlich erscheine“; man müsse in weiterem Umfang die Reserven einberufen. Kein Wunder, wenn die Seele Wilhelms, der jahrzehntelang nur papierenen Wust gesehen hatte, sich nach einer Tat sehnte, nach einer Tat gegen den Feind des deutschen Namens. Mit einiger Besorgnis blickt der König auf die Möglichkeit, daß man auf „die enthusiastischen Süddeutschen“ warten, dadurch viele köstliche Tage verlieren müsse; vielleicht „kühle es die Turner ab“, wenn sie erfahren, daß sie 50 000 Mann zu mobilisieren haben. — Indessen war es der preußischen Staatskunst gelungen, die deutschen Mittelstaaten vollständig von der gemeinschaftlichen Tätigkeit der beiden Großmächte wegzudrücken. Am 1. Februar 1864 wurde die Eider überschritten, und schon am 2. Februar drang der König darauf, einen festeren Ton gegen England anzuschlagen.

Es war ein Jammer, daß diese Küstenländer an der Nordsee ohne alle Ausnahme in die Hände von Kleinstaaten oder unter fremde, hier dänische, Herrschaft

Digitized by Google

gekommen waren. Eine Weltstellung ohnegleichen hat diese Wasserkante an der Nordsee; die ganze maritime Entwicklung Deutschlands hängt von ihrem Besitz ab. Die Kleinstaaten aber wußten mit dem köstlichen ihnen anvertrauten Gut nichts anzufangen. Und Preußen war bei der Verteilung der Welt auf dem Wiener Kongreß ferngehalten worden. Im Augenblick hatte dies Abdrängen vom Weltmeer den erschöpften Preußenstaat weniger geschmerzt als andere Unbilden. Erst allmählich kam das Gefühl, daß es notwendig werde, sich ein Fenster hinaus aufs güterbringende Weltmeer zu öffnen, die preußische Flagge auf dem Ozean zu zeigen. So kam Preußen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu der Erwerbung der schmalen Scholle am Jahdebusen von Wilhelmshaven.

Jetzt aber war Dänemark geschlagen, gedemütigt, aus den strittigen Landen hinausgedrängt; im Oktober 1864 war Friede geschlossen. Die neue Heeresorganisation hatte sich vortrefflich bewährt; an glänzenden Erfolgen vermochte das Preußenherz sich wieder

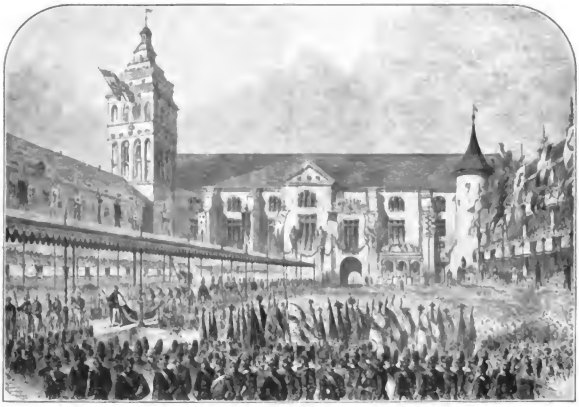


Abb. 27. Festprozession nach der Krönung in Königsberg. Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

emporzurichten. Was Wilhelm heiß herbeigesehnt hatte in seinem Schreiben vom 26. November 1863, endlich einmal wieder eine preußische Tat, sie hatte sich vollzogen. Da lagen die Herzogtümer Schleswig-Holstein und harrten ihres neuen Landesherrn; ein kostbarer Boden, an zwei Meeren gelegen, der kostbarste wohl im ganzen deutschen Land.

Die Erbfolge des Augustenburgers wurde in ihrer Rechtskraft angezweifelt; und auch, wenn man seine Ansprüche unterstützte, so fragte es sich, ob Preußen einen treuen Bundesgenossen an ihm erhielt.

In manchem vermögen wir nicht ganz klar zu sehen, bis heute wenigstens nicht: ging denn die preußische Diplomatie von Anfang an auf den Erwerb der beiden Herzogtümer aus? Wahrscheinlich, aber nicht gerade im Weg der Annexion. Jedenfalls ist soviel sicher, daß der Augustenburger bei den gepflogenen Unterhandlungen nicht klug genug war, rasch zuzugreifen und gewisse Bedingungen Preußens anzunehmen. Es scheint, der Herzog habe die fast allen deutschen Kleinfürsten eigene Neigung geteilt, Österreich mit dem Gefühl des Untergebenen zu betrachten, es in dem Rang eines von alters her

Digitized by Google

Abb. 28. Die Krönung König Wilhelms in
Gemälde von Adolf Menzel im Königl. Schloß zu Berlin.

Digitized by Google

der Schloßkirche zu Königsberg am 18. Oktober 1861.
Nach der Photographie aus dem Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

Digitized by Google

überkommenen Vorgesetzten und nachsichtigen Schutzherrn anzusehen, Preußen wohl zu respektieren, aber nur als gleichberechtigt. So ging der günstige Augenblick (1. Juni 1864) an dem Prätendenten vorüber.

Mit preußischem und österreichischem Blut waren die Herzogtümer von Dänemark losgerissen worden. Von einem Besitzergreifen durch Österreich konnte bei der Entlegenheit des eroberten Landes nicht wohl die Rede sein; der Augustenburger existierte mit seinen Ansprüchen für Preußen bald nicht mehr, so ehrlich es König Wilhelm mit ihm gemeint hatte. Wenn nicht schon früher, so mag jetzt der Zeitpunkt für Bismarck gekommen sein, wo er anfing, planmäßig an der Erwerbung Schleswig-Holsteins für Preußen zu arbeiten. Planmäßig und rücksichtslos. Von König Wilhelm wissen wir, daß er sich durch die glorreichen Waffentaten seines verjüngten Heeres mit dem Gedanken an den Erwerb des eroberten Landes auszusöhnen begann. Zunächst galt ihm als wünschenswertes Ziel die Besitznahme von Kiel als Kriegshafen; vom Nordostseekanal war die Rede, von Rendsburg als befestigter preußischer Station. Erst allmählich wuchs Wilhelm in den Gedanken völliger Annexion hinein. Auf diesem Wege ging er bei weitem langsamer und bedächtiger als sein Minister. Aber weit übertraf er diesen an Entschiedenheit und Weitblick, wenn er zu gleicher Zeit die Ansprüche auf Schadloshaltung abwies: Abtretung der Grafschaft Glatz und Zuerkennung von Aussicht zum Eintritt des gesamten Kaiserstaates in den deutschen Zollverein.

Darin lagen Gedanken, die zwischen den zwei deutschen Großmächten wieder eine tiefe Kluft öffneten. Noch am 2. Februar 1864, als eben die Eider überschritten war und die Feindseligkeiten gegen die dänische Armee begannen, hatte König Wilhelm an Bismarck geschrieben: „Sollten wir die Dannewerke nehmen und ist damit Preußens und Österreichs Waffenehre zusammengekittet, so kann Österreich nicht mehr abspringen und daher glaube ich, können wir fester gegen England auftreten, das nach le fait accompli ganz anders sprechen wird als vorher. Dies einsehend will es uns noch mehr die Hände binden in seinem Sinn, der nicht unserer ist." Wilhelm hatte ganz richtig gesehen. Bisher führten die Elbherzogtümer trotz ihrer herrlichen Weltstellung ein durchaus harmloses Dasein unter dänischer Herrschaft. Das drohte sich in bedenklicher Weise zu ändern, wenn sie in den Besitz einer unternehmungslustigen Großmacht, als welche Preußen sich zu zeigen begann, übergingen. Deshalb machte England so viel Lärm, als es nur konnte, in der sicheren Hoffnung, daß alsbald Rußland und Frankreich zu Hilfe eilen würden. Allein, beschämt und nicht wenig verblüfft zog England ab, als es wahrnahm, daß Rußland wohlwollend, zum mindesten gleichgültig, dem Tun Preußens zusah und daß Frankreich sich sträubte, gegen das Prinzip der Nationalität eine Sünde zu begehen.

Aber gerade im Widerstand gegen außen hin glaubte Wilhelm sich stark fühlen zu können durch den Kitt, der aus gemeinschaftlichem Waffengang hervorging und mit Österreich verband. Noch bestand kaum ein durchdachter Plan, jetzt schon mit Österreich abzurechnen. Wenn es doch geschah, wenn bald Erkältung, ja Feindschaft zwischen Preußen und Österreich eintrat, so ist der Grund wohl in erster Linie im Wechsel des österreichischen Ministeriums zu suchen, das lauter preußenfeindliche Elemente ans Ruder brachte. Und nun erhebt sich vor uns ein Wunderbau ohnegleichen, wie ihn das neunzehnte Jahrhundert noch niemals gesehen. Die Staatskunst Preußens versteht es, die Frage um Schleswig-Holstein ganz in den Hintergrund zu drängen und an ihrer Stelle aus der Verfeindung dort eine Lösung der deutschen Frage samt Sicherstellung des Zollvereins hervorgehen zu lassen; — eine europäische Frage vom ersten Rang, bei deren Lösung sich der politische Wunderbau krönt durch die Art und Weise, wie die Zustimmung Europas, namentlich Frankreichs, dessen Zurückdrängen in bloße Zuschauerrolle gewonnen wird. Ob dieser Gewinn von Frankreichs Stellung hervorgeht aus Hoffnungen auf Kompensationen und Ländergewinn, deren Erfüllung gerade durch die rasche und vollständige Lösung der deutschen Frage am 3. Juli 1866 bei Königgrätz von deutscher Seite unmöglich geworden ist, — das mag heute für das errungene Resultat an sich gleichgültig erscheinen. Genug; die preußische Politik befand sich auf ihrer schöpferischen Höhe.

Digitized by Google

Bald lag es klar zutage: Österreich konnte Preußens Bundesgenosse nur bleiben, wenn es ihm in Schleswig-Holstein Platz machte. Im April 1865 verlegte die preußische Regierung ihre Ostseemarinestation von Danzig nach Kiel. Um diese Zeit begann Wilhelm schon mit Entschiedenheit der Vorliebe entgegenzutreten, mit der in seiner eigenen Familie der Prinz von Augustenburg und seine Ansprüche betrachtet wurden. Höher als ein bezweifeltes Recht stand ihm die Größe Preußens, dessen Ausbau, der es endlich mit Sicherheit zur Gleichberechtigung, wenn alles gut ging, unter Wahrung der Bundesgenossenschaft, führen mußte. Sollte er Opfer bringen, um einen neuen Trabanten Österreichs großzuziehen? Denn des von der preußischen Politik Angezweifelten, mit Einschränkung seiner Souveränität Bedrohten nahmen sich mit notwendiger Folgerichtigkeit sofort Österreich und der deutsche Bund an.

Das alles ging vor sich, als Preußen und Österreich in den Elbherzogtümern noch als in einem nicht abgeteilten Hause wohnten. Wesentlich schien sich die Lage zu bessern, als im August 1865 durch die Gasteiner Konvention der Landbesitz zwischen den beiden Großmächten geteilt wurde. Schleswig fiel der preußischen, Holstein der österreichischen Verwaltung anheim; Lauenburg war dem preußischen Staat zugeteilt worden durch Kauf. Allein der Riß war nur verkleistert; die Gegensätze platzten immer wieder aufeinander. Für den alle Eindrücke rasch verarbeitenden Geist Bismarcks wurde es bald klar: aus diesem ganzen Labyrinth von Widersprüchen kann nur ein Waffengang herausretten auf sicheren Boden in klare Lage. Nachdem er dies einmal erkannt, setzte er seine Tätigkeit ein nach mehrerlei Richtung; einmal galt es ihm, den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen, denn Preußen war besser gerüstet als Österreich; zum zweiten sollte von auswärts wohlwollende Neutralität, womöglich Bundesgenossenschaft gewonnen werden. Nach beiden Richtungen ließ der König seinem Minister völlig freie Hand. Und in dieser Freiheit des Handelns hat Bismarck zum Heile Preußens und Deutschlands manche Tat vollbracht, die sich in ihren Wirkungen glückbringend genug erwies, auf deren einzelnen Gängen er aber wohl die Billigung und Zustimmung seines Herrn nicht erhalten hätte. Es ist gut, daß wir unseren Bismarck nicht zu einem Heiligen zu stempeln brauchen; er ist so schon groß genug.

Das Letzte, das Äußerste aber, der allendliche Entschluß, das war es, was auf der Seele des Königs lastete. Wenn er hier in den Herzogtümern wich, wenn er gegen Österreich einlenkte, so gaben seine zum Rückzug gewandten Fahnen dem inneren Streit mit dem Abgeordnetenhaus neue Nahrung. Die Kämpfe, die der gewissenhafte Mann in diesen Tagen mit sich selbst durchfocht und mit den Regungen in seiner eigenen Familie, sie legen Zeugnis dafür ab, wie lebhaft es Wilhelm empfand, daß er in eine Krisis eingetreten sei, in der von seinem eigenen Entschluß seine Krone abhing, die Größe, vielleicht die Existenz seines Staates.

Wohl wußte der König, daß alle Einzelheiten auf das sorgfältigste vorbereitet waren von den fachmännisch geschulten Stützen, die er sich mit prüfendem Auge ausgesucht hatte. Aber die Einzelheiten sich nahe zu bringen, alle diese Räder und Räderchen zu einer mächtigen Maschine zusammenzufügen, jegliches Auseinanderlaufen und sich Entgegenarbeiten zu verhindern, das blieb doch immer des Königs Sache. Gerade an dem Recht des Zusammenballens der vereinzelten Kräfte, des Hinlenkens der vereinten Macht auf ein einziges Ziel, daran hat er festgehalten alle Tage seines Lebens und wußte sich in dieser Arbeit eine bemerkenswerte Virtuosität anzueignen.

Aus den Kämpfen in dieser Frühlingszeit ging die ganze Zukunft hervor: Die Größe Preußens, der Zusammenschluß Deutschlands, die Aufgabe für den Bonapartismus, einen Versuch zu machen zur Rückeroberung des mitteleuropäischen Übergewichts. Einmal schien es, als ob Österreich damit umgehe, auf den Bund gestützt, dem Nebenbuhler ein zweites Olmütz zu bereiten. Und die Zeit erschien für Österreich günstig genug: Preußen war von den deutschen Fürsten beargwohnt wegen seines Vorgehens gegen den Augustenburger; im deutschen Bürgertum war es aller Sympathien beraubt durch den Konflikt zwischen Krone und Landtag. Bald freilich gewann die Sache wieder ein anderes Gesicht: konnte es durch eine Bundesreform nicht möglich sein, Preußen eine

Digitized by Google

Abb. 29. König Wilhelm im Krönungsornat vor dem Altar der Schloßkirche zu Königsberg am 18. Oktober 1861. Mittelgruppe aus dem Krönungsbilde von Adolf Menzel.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

Digitized by Google

präponderierende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen, ihm vielleicht die militärische Führerrolle für ganz Deutschland zuzuteilen? Aber wer mochte solche Bundesreform durchführen? Ließ sich denn Österreich gutwillig zur Anerkennung der Ebenbürtigkeit Preußens, ja seines Übergewichtes bewegen?

Offen hatte Wilhelm im Ministerrat vom 28. Februar 1866 ausgesprochen, daß er durch das Gasteiner Abkommen bestrebt gewesen sei, ein Zusammengehen mit Österreich auch ferner möglich zu machen, daß aber Österreich durch allerlei Übergriffe und Agitationen das Ansehen Preußens grundsätzlich schwäche. Und so schloß der König: Ohne eine Bundesreform sei die Erwerbung der Elbherzogtümer für Preußen schlechterdings unmöglich, also müsse *neben die schleswig-holsteinische Frage unmittelbar die deutsche* gestellt werden. Und dazu erklärte Bismarck in demselben Ministerrat: wegen der gegen Preußen gerichteten Bestrebungen Österreichs müsse irgendwann mit Notwendigkeit Krieg geführt werden; vorteilhaft sei es, als Zeitpunkt für den Ausbruch des Krieges einen solchen zu wählen, der Preußen passe.

Auf alles das kommt Bismarck zurück in einem Schreiben vom 22. April 1866 an den König, also in einem Augenblick, da die Würfel eigentlich schon gefallen waren: „... die Überzeugung aber darf ich dabei doch nicht verhehlen, daß uns, wenn es jetzt gelingt, den Frieden zu erhalten, die Kriegsgefahr später, vielleicht in Monaten unter ungünstigeren Verhältnissen bedrohen werde. Der Friede läßt sich auf die Dauer nur erhalten, wenn beide Teile ihn wollen; Österreich mag jetzt aus Opportunitätsrücksichten wünschen, ihn nicht gestört zu sehen." In Wien werde die Feindschaft gegen Preußen, man möchte sagen, zum alleinigen Staatszweck gemacht. Aber dennoch sei ein Nachgeben Österreichs, für einen Augenblick wenigstens, immer noch denkbar. „Dann haben Eure Majestät jedenfalls die Genugtuung, für den Frieden getan zu haben, was mit Ehren tunlich war."

Am folgenden Tag antwortete der König: „Ich fange diese Zeilen mit den letzten Ihres Billetts an: ... dann haben Eure Majestät jedenfalls die Genugtuung, für den Frieden getan zu haben, was mit Ehren tunlich war. — Das ist mein Leitstern in dieser ganzen Krisis gewesen." — „Manteuffel übersiehet in seinem nervösen Brief, daß 1851 die ganze Armee mobil war, der Krieg war also fast deklariert, während wir jetzt, absichtlich, eine minime Kriegsbereitschaft defensiver Natur, wegen ähnlicher Herausforderung, aufstellten. 1851 wurden die preußischen Ansprüche fallen gelassen. Wer hat denn an Manteuffel gesagt, daß wir heute die jetzigen fallen lassen?? Sie selbst haben im Conseil vom 28. Februar die Politik dahin definiert, daß wegen der Herzogtümer allein der Krieg nicht zu entzünden sei, es müsse also der höhere Preis, die deutsche Frage, hineingezogen werden. Das ist geschehen, obwohl Manteuffel sie nicht verstehen will. Diese stehet also im Vordergrunde, wie am 28. Februar beschlossen wurde."

In Augsburg hatten sich unter dem Vorsitz v. d. Pfordtens die mittelstaatlichen Minister versammelt, um über die preußischen Vorschläge zu beraten. — Der König fährt mit Beziehung darauf in seinem Schreiben an Bismarck fort:

„Aus den früheren süddeutschen Mitteilungen möchte ich folgern, daß gestern in Augsburg das Programm aufgestellt sein wird, die Herzogtümerfrage an die Spitze zu stellen. Da ist mir eingefallen, ob wir in dem Falle nicht das Prävenire spielen müßten, und nun selbst, zum ersten Male, offiziell die Forderung der Annexion stellten?? Dies gibt natürlich Sturm; die Volksbefragung wird sofort in den Vordergrund gestellt werden, um uns zu bekämpfen, da wir heute die Stimmen-Majorität nicht

Abb. 30. Krönungstaler.

Digitized by Google

haben werden. Dann ist der Moment zur Mobilmachung da, der auch durch die Parlamentsdiskussion herbeigeführt werden dürfte??? Sollte in Augsburg dagegen nur die Forderung gestellt werden, Parlamentsberufung, nur nach vorheriger Kenntnis unserer Reformpläne, so stehet die Sache anders, aber nicht günstiger für uns, da wir uns einer solchen Forderung — wie es freilich Ihr Plan nicht ist — kaum mit triftigen Gründen widersetzen könnten."

„Sie mögen Manteuffel diese Zeilen senden und ihm sagen, daß, wenn ein Preuße jetzt mir Olmütz in die Ohren raunte, ich sofort die Regierung niederlege! Andere, d. h. meine Feinde werden Olmütz rufen; dürfen Preußen darin einstimmen?"

Es ist klar, der Gedanke an den Gang nach Olmütz hat in viel nachhaltigerem Grade erzieherisch und bestimmend auf Wilhelm eingewirkt, als vor Bekanntwerden des angeführten Briefes vorausgesetzt worden ist. Die quälende, demütigende Erinnerung an Olmütz ist es auch gewesen, welche in erster Linie auf eine durchgreifende Heeresreform hingedrängt hat, welche jedes Zurückweichen, jedes Paktieren mit dem Landtag unmöglich machte. So kam denn mit aller Folgerichtigkeit der Konflikt. Aber Wilhelm konnte seine allendlichen Ziele, seine geheimsten innersten Beweggründe doch nicht schon jetzt aufdecken. Ein Aufdecken war ja nur möglich, wenn das Instrument, das man unter Hader und Lärm herzustellen genötigt war, seine Schuldigkeit getan, dem Lande eine Wohltat erwiesen hatte. In diesem Sinne glich das Handeln derjenigen, welche die Dinge leiteten, Wilhelm und der Seinigen, einer zum Besten des Staates betriebenen Verschwörung. Und zwar stand Wilhelm an der Spitze, deckte die anderen und übernahm alle Verantwortung.

Abb. 31.
Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, 1829—1880. Nach einer Lithographie von E. Fischer.

Der Blick auf das seit dem Ministerwechsel in Wien sich wieder in einer selbstverständlichen Vorgesetztenrolle gefallende, von Trabanten umgebene Österreich war es auch, der Wilhelm immer mehr zu dem deutschen Gedanken, als zu einem natürlichen Bundesgenossen hintrieb, ihn vertraut mit den Ideen machte, die aus den Verhandlungen in Frankfurt über Kaiser und Reich im Jahr 1849 hervorgegangen waren, zusammengehalten mit den Ausführungen Dahlmanns, die schon im Jahre 1848 seinen Beifall gewonnen hatten.

Heimlich mag sich Bismarck innerlich gefreut, heimlich mag er triumphiert haben, wenn er sah, wie Österreich immer und immer wieder daneben hieb, wie es ihm das Zauberwort, die eine große Karte stets in der Hand ließ. Österreich hat nacheinander alle Felder auf deutschem Boden durchgeackert, die ihm nur zugänglich waren. Anbiedernden

Digitized by Google

Wesens sich befleißigend liebängelte es mit der Demokratie, in freigebigster Weise stellte es den Schutz für Selbständigkeit der einzelnen Staaten in Aussicht, das Festhalten an dem losseren Bund, der mit seinem melancholischen Prunk anspruchslose Gemüter befriedigte und doch niemand beschwerlich fiel durch Zumutungen, und der jetzt im Begriff war, den souveränen deutschen Fürsten in Verteidigung des Rechts gegen Preußen einen neuen Fürsten mit unverkümmerter Souveränität hinzuzufügen. Vergessen hatte man in Österreich, daß jede Regierung, jede Partei, falls sie nationale Ziele zu verfolgen beabsichtigte, notwendigerweise in irgendwelcher Form auf das Parlament von 1849 zurückkommen mußte. Vergessen hatte Österreich auch, daß schon im Herbst 1863 Preußen, im Gegensatz zu dem harmlosen aus Wien stammenden Projekt, auf dem deutschen Fürstentag die Berufung einer Nationalversammlung, aus allgemeinen Wahlen hervorgehend, vorangestellt hatte. Damals führte der preußische Vorschlag aus: nur eine solche Vertretung werde für Preußen die Sicherheit gewähren, daß es nichts zu opfern habe, was nicht dem ganzen Deutschland zugute komme; die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes seien wesentlich identisch mit denen des deutschen.

An diesen leitenden Gedanken hielt die preußische Regierung denn auch fest. — „Preußen hat keinen anderen Alliierten als das deutsche Volk, falls man dieses zu gewinnen vermöchte" — so lauteten die Worte, die Bismarck schon vor längerer Zeit zu Unruh gesprochen hatte. Indessen war Bismarck in seinem Eifer für Preußens Sache noch um einen Schritt weiter, zum Suchen von Bundesgenossen, geführt worden. Im September 1865 reiste Bismarck ins Pyrenäenbad Biarritz, um Napoleon III. zu sprechen. Nicht Hilfe begehrte er, wie es einst Cavour 1858 in Plombières getan; nein, Bismarcks Begehr ging nur auf das Einhalten von Neutralität seitens der französischen Regierung, wenn Preußen nun beginne, sich mit Österreich auseinanderzusetzen. Es mag dahingestellt bleiben, ob zu dem Zauber, der in der Persönlichkeit des kecken deutschen Diplomaten lag, noch glänzende Aussichten traten; Napoleon sagte Neutralität zu, hauptsächlich wohl in der Annahme, daß es Frankreichs Sache und Triumph sein werde, dazwischenzutreten, wenn die beiden Gegner in üblicher deutscher Weise lange sich herumgezerrt und zerzaust haben würden. Einen tätigen Bundesgenossen aber, der sich verbindlich machte, zum Schwert zu greifen, gewann die preußische Regierung durch den am 8. April 1866 vollzogenen Abschluß mit Italien.

In der Wölbung, die bestimmt war, den Zukunftsbau für Preußen und Deutschland zu tragen, fehlte nur noch der Schlußstein. Und er wurde eingefügt am 9. April 1866. An diesem Tage brachte der preußische Gesandte am Bundestag in Frankfurt einen förmlichen Antrag ein:

Die Bundesverfassung beruhe auf der Voraussetzung, daß Österreich und Preußen in ihrer Politik sich einig wissen und einig auftreten, und wenn die Bundeseinrichtungen noch immer haben bestehen können, so sei dies vorzugsweise der im Gesamtinteresse fortgesetzt bewiesenen Nachgiebigkeit Preußens gegen Österreich zu verdanken. Die gegenwärtige gespannte Situation aber hebe ein ersprießliches Zusammengehen auf. Auf die notwendigen Bundesreformen zurückkommend, schließen die preußischen Ausführungen mit der Forderung: „Hohe Bundesversammlung wolle beschließen, eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über die Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beachten, in der Zwischenzeit aber, bis zum Zusammentritt derselben, durch Verständigung der Regierungen untereinander diese Vorlagen festzuhalten."

Es ist schwer, die Verblüffung, Zerfahrenheit und Verwirrung zu beschreiben, die sich der deutschen Abgesandten am Bund bemächtigten. — Die Tage des Konflikts zwischen preußischer Krone und Volksvertretung hatten für Österreich eine köstliche Zeit zur Reife gebracht; seine Popularität in Deutschland wuchs in demselben Maß, in dem alle Sympathien für Preußen zurückgingen. Nur eine außerordentlich kleine Gemeinde aus patriotischen Männern hatte sich bisher zusammengefunden, die an die Macht und den guten Willen des preußischen Staates und seines Königs glaubten, an das Seherauge

Digitized by Google

seines leitenden Staatsmannes, an das Zusammenfallen der Wohlfahrt, der Größe Preußens und Deutschlands.

Auf der Hand lag, daß nach dem Antrag Preußens Österreich aus dem Bund ausscheiden mußte und höchstens einem erweiterten Verein vorbehalten blieb; auf der Hand lag auch, daß sich der ganze Knäuel von Widersprüchen und Gegensätzen aller Wahrscheinlichkeit zufolge nur mit dem Schwert durchhauen ließ, daß, wenn der Kriegsgang zugunsten Preußens endigte, die Einheit Deutschlands daraus hervorging, wie sie als einen beseligenden Traum die Väter vor Augen gehabt. —

So hat sich König Wilhelm von dem mächtigen Zug seiner Zeit erobern lassen und sich den patriotischen Männern angeschlossen, die aus den Brunnen schöpften, in denen immer noch einiges Wasser stand, herrührend von dem reichen Quellenerguß der Jahre 1848 und 1849. Zugleich hat er das, was das Programm vom 8. November 1858 nur andeutete, in scharf umrahmte, greifbare Formen gebracht und der ganzen Nation vor Augen geführt.

Abb. 32. Nikolaus Dreyse,
der Erfinder des Zündnadelgewehrs.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage
der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

So hat der Sohn Luisens sich in einem tiefgehenden innerlichen Kampfe vom starren, wenn auch noch so ehrenhaften Alt-preußentum gewandelt zum Bekenner und Verfechter des deutschen Gedankens. Mit seiner Einordnung unter diejenigen, welche der nationalen Fahne folgten, vollzog König Wilhelm zugleich eine Annäherung an das gebildete, national und liberal fühlende Bürgertum, das etwa vom Jahre 1830 ab sein Haupt mehr und mehr zu erheben vermochte. Sobald die alte Romantik in den Hintergrund gedrängt war, sobald der Wohlstand bessere Bedingungen für sein Wachsen vorfand, sah sich das Bürgertum gekräftigt genug, um seine sittlichen und politischen Anschauungen zur Geltung bringen, um ein Stück der Herrschaft in Anspruch nehmen zu können. Und diesem vorwärtsdrängenden Bürgertum gerade wurde König Wilhelm, bis daher als Parteimann verdunkelt, mehr und mehr zum vertrauten Freund, zur Verkörperung alles dessen, was man seit Jahrzehnten und Jahrhunderten von der Zukunft erhofft und ersehnt hatte.

Unter Kämpfen und Bekümmernissen der mannigfachsten Art hat sich Wilhelm aus dem Umdenkungsprozeß dieser letzten Jahre durchgerungen zu einer durchaus neuen Weltanschauung. Bis daher hat er meist von seiner Zeit empfangen; nun kommt die lange Spanne, in der es ihm gelang, seiner Zeit zurückzugeben.

Eigenart des Heldentums.

Als des Königs ersten Offizier, so hörte man Wilhelm, den Prinzen von Preußen bezeichnen, den hochgewachsenen Mann, der mit seinem ritterlichen, sicheren Wesen ein Vorbild für alle darstellte. Diese schlichten Mienen, diese Königsangen mit dem Ausdruck des Echten, Tüchtigen, der innerlichen Lauterkeit verrieten zugleich Geschlossenheit des Charakters, Bestimmtheit, Vorliebe für Ordnungsmäßigkeit.

Schon am 22. März 1857, als Wilhelm in Koblenz seinen 60. Geburtstag feierte, begann er sich einen Greis zu nennen und mit einiger Wehmut in die Zukunft zu blicken,

Digitized by Google

die für ihn keine Gelegenheit zu Taten mehr bieten werde; er wolle im Geiste abschließen. — Und nun, fast zehn Jahre später, in den Tagen des Mai 1866, stand derselbe königliche Mann da, um Entschlüsse zu fassen, welche bestimmt waren, seiner ganzen Zeit ein neues Gesicht zu geben. Seit jenem Geburtstag in Koblenz war er durch Lehrjahre gegangen, welche den Mann, der fürchtete, auf jede weitere Tätigkeit verzichten zu müssen, fähig machten, sich in dem Gewirre der Zeit zurecht zu finden, seine Aufgaben und seinen Weg klar zu erkennen.

Und doch vermochten die *späten Lehrjahre*, so eindringlich und scharf ihre Lehrkraft sich zeigte, nichts Herbes in diesem Gemüte zurückzulassen. Der Zauber, der von jeher in Wilhelms Persönlichkeit lag, der ihm eigene Magnetismus trat in verstärktem Maße jedem entgegen, der in seine Nähe kam und diese Milde des Urteils, diese Entschiedenheit zugleich, diese unbeugsame Wahrhaftigkeit auf sich einwirken ließ. Jenen seltenen harten Spätherbstfrüchten glich der Mann, denen langsame Edelreife ihren köstlichen Gehalt gibt.

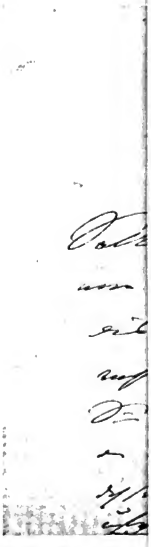
Die Fähigkeit, sich einer neuen Weltanschauung, neuen Aufgaben anzupassen, hatte Wilhelm in hohem Grade gezeigt. Und darin liegt das, was Bevorzugte von anderen Menschenkindern unterscheidet. Aber eines blieb doch des hohen Mannes Eigenstes: er ging nicht unter im Neuen, indem er das Alte abstreifte und verächtlich wegwarf als etwas Überwundenes; nein, er verschmolz das Wertvolle in beiden miteinander und erhielt so ein Neues von gesteigertem Wert. — Je mehr die Zeiten und die Generationen der Menschen sich entfernen von den Tagen, welche den Grund gelegt haben zu der Größe Preußens und Deutschlands, desto deutlicher, desto schärfer umrissen mag ihnen die Gestalt Wilhelms erscheinen, wie sie mit spät erworbener Welterfahrenheit, gewissenhaft und ernst erwägend, praktisch klar, voll Tatkraft im rechten Augenblick zugreifend, die Aufgaben der Zeit erfaßt, auf diese freilich hingewiesen und vorbereitet durch den zur Seite stehenden Berater, aber doch die letzte, verantwortliche Entscheidung fest in der eigenen Hand haltend. —

Eine gewisse Kriegslust, das Herbeisehnen von Krieg, als einer Gelegenheit, dem preußischen Namen neuen Glanz und dem dünnleibigen Staat mehr Rundung zu geben, das blieb dem jugendlichen Prinzen Wilhelm keineswegs fremd. Solche Wünsche und Schmerzen verraten seine Briefe, in den zwanziger Jahren geschrieben: Den Rang, den man im Jahre 1813 eingenommen, gebe man freiwillig auf; wozu solle es denn führen, sich in allen Dingen Österreich unterzuordnen?

Vom Herbst 1815, aus der Zeit, da Preußen durch das Mißtrauen der großen europäischen Mächte die ungünstig zerstückte dünnleibige Figur seines Gebietes erhielt, schreibt Graf Wintzingerode, der Gesandte des Königs von Württemberg: „So, wie Preußen jetzt ist, kann es nicht bestehen bleiben. Es hat nur zu wählen zwischen seinem eigenen Untergang und dem seiner Nachbarn, und es ist nicht schwer, die Wahl zu erraten, die es treffen wird." Mit dem jugendlichen Prinzen fragten sich die alten preußischen Patrioten: Wo ist denn das große Vaterland, für das wir gekämpft und geblutet? Auch im Jahr 1840, als Beckers Rheinlied erscholl, glaubte man die alte Scharte auswetzen zu können. Und aus der deutschen Revolution suchte sich 1849 und 1850 Preußen ein bescheidenes Erbstück zu retten, den Gedanken der Union. Was den Prinzen von Preußen zu den Ideen der Union hinzog, gipfelte lediglich in der Möglichkeit, jetzt endlich für Preußen eine Gleichstellung mit Österreich erzwingen zu können an Stelle der seither üblichen Unterordnung. Da goß der Tag von Olmütz neue Erbitterung in des Prinzen Seele, wirkte aber zugleich das Gute, ihn dem nationalen Fühlen näher zu bringen: „Preußens geschichtliche Entwicklung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten." Das sind die Jahre, in denen Gerlach von dem „Liberalismus" des Prinzen von Preußen sprach, der sich durch Ärger gegen Österreich äußere.

Der Gegensatz zu Österreich blieb für Wilhelms Tun der Ausgangspunkt; Erkämpfung der Ebenbürtigkeit das Ziel. Solche Gedanken des Aufdämmens gegen Österreich waren ja nicht neu; sie lagen gewissermaßen jedem richtigen Preußen im Blut seit

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

den Tagen Friedrichs des Großen. Aber Geduld, Neigung zum Einlenken und der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts allgemein verbreitete Glaube an Metternichs Staatskunst, an sein jeden Umsturzgedanken im voraus vernichtendes System, das war es, was immer wieder an die Seite Österreichs und zugleich zur hergebrachten Unterordnung führte.

Bis daher vermochte Wilhelm in seinem Fühlen Österreich gegenüber nicht allzuviel Unterstützung zu finden, am wenigsten bei den Konservativen seines Landes. Diese scheuten ungläubig zurück vor der bedenklichen Verwandtschaft solcher Ideen; jeder Gegensatz zu Österreich ziehe mit Naturnotwendigkeit einen ganzen Drachenschwanz von liberalen und nationalen Ideen nach sich, und gerade weil diese Ideen national und liberal seien, erscheinen sie zugleich als revolutionär und höchst verdammenswert. Solches Grauen hatte derjenige längst überwunden, der jetzt an des Königs Seite stand — Bismarck. Zwischen Herrn und Diener trat freilich noch manches Gegensätzliche, aber das gemeinschaftliche Fühlen in Beziehung auf alles, was aus Österreich kam, überwog.

Abb. 34. Kaiser Franz Joseph.
Aufnahme etwa aus dem Jahre 1863.

Der Gedanke an die Notwendigkeit, daß irgend einmal Abrechnung mit Österreich gehalten werden müsse, solcher Gedanke mag zuweilen in jedem Preußenherzen aufgestiegen sein. Aber jede Partei und auch die beiden Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. hielten gerade ihre Zeit nicht für die passende zu solch hartem Geschäft. Man hatte sich daran gewöhnt, die Hauptaufgabe für Preußen immer wieder auf irgendeinen anderen Zukunftszeitpunkt, auf eine andere Generation hinauszuschieben. — Ging es denn an, mit dem bequemen Hinausschieben fortzufahren in alle Zukunft? Mußte nicht irgend einmal ein preußischer König sich an seinen Schreibtisch setzen, in heißem Gebet sich mit seinem Gott vereinigen und der Pflichten eingedenk werden, die einem großen König obliegen? Pflichten, welche darin gipfeln, der gesamten Menschheit und der deutschen Menschheit insbesondere einen Anstoß zu geben zum Fortschreiten in Größe und Einheit, zum Wettlauf mit den übrigen schon vor langer Zeit geeinten Nationen? War es denn nicht ein riesiges Erziehungswerk, vor das Preußen gestellt war durch die Stimme der als Seher und Priester auftretenden Besten des deutschen Volks? — Ja, mußte sich denn nicht einmal ein Preußenkönig entschließen, fest geankert in dem Gedanken: jetzt ist der Augenblick gekommen, um lange Verschobenes, Versäumtes nachzuholen zum Besten des gegenwärtigen wie des künftigen Geschlechts? Bis daher sind glückliche, sorglose Menschen auf der deutschen Erde gewandelt; im jetzigen Augenblick aber beginnt der Krieg; von dieser Minute ab, da ich diese Feder über das Papier gleiten lasse, sollen die Menschen auf deutscher Erde durch Blut und Tränen schreiten.

Sind nicht Geduld, Scharfsinn, Überredung, Schweiß, Reform, Umsturz, — ist nicht das alles in Deutschland versucht worden, um zu dem zu gelangen, wonach die Herzen sich sehnten? Soll denn das alles noch einmal durchgemacht werden? Sollte denn der ganze einer preußischen Volksvertretung abgetrotzte Aufwand ohne Erträgnis sich verflüchtigen? Sollten denn Zerwürfnis und Anfeindung ohne Aussicht auf Erfolg ewig dauern? Aber Krieg — Bruderkrieg! Ist das Ziel, wenigstens annähernd, nicht auch durch nochmaliges Nachgeben zu erreichen?

Digitized by Google

Abb. 35. Feldzeugmeister Ludwig v. Benedek, 1804—1881. Gezeichnet und lithographiert von E. Kaiser.

Es gehört viel dazu, fest zu bleiben und das unerbittlich harte Tagewerk nicht einem anderen Geschlecht zu überlassen. Und König Wilhelm saß in diesen Tagen vom Mai und Juni 1866 an seinem Schreibtisch, um ein bitteres Werk, ein nicht mehr aufschiebbares zu verrichten. — In dieser Zeit gerade türmten sich die Schwierigkeiten für den König immer höher auf. Die Altkonservativen hatten ganz recht: jede Absage an Österreich trieb unfehlbar dem Liberalismus in die Hände. Nach dieser Richtung hin vollzog Wilhelm sein Werk mit vollem Bewußtsein. Aber auch der Liberalismus, für den eine Tat geschehen sollte, dieser den hart-realen Machtfragen durchaus abgeneigte Liberalismus nahm jetzt Stellung gegen ihn, verwirrt durch die eigentümliche Rechtsfiktion in der Augustenburger Frage. Das Ringen auf diesem Kampfplatze trug wesentlich Bismarck, während Roon und Moltke anderwärts tätig waren. Die Ungeduld Roons einigte sich mit der mannhaften Zuversicht Bismarcks und dem festen Vertrauen, das Moltke in die Armee setzte; dazu kamen die Verbohrtheit Österreichs und das Vorwärtsdrängen Italiens; alles das erhielt den König, obwohl von rechts und links angefeindet, auf dem einmal gewählten und durch die Not der Zeit gebotenen Weg.

In den Tagen vom 5. bis 12. Mai ordnete der König die Mobilmachung der gesamten Armee an; trotzdem Bayern durch seine Schwenkung auf Österreichs Seite eine Überraschung bereitet hatte, blieb die militärische Lage befriedigend, ja glückverheißend. Durch solchen Ausblick im Innersten erhoben, schritt der König auch auf der politischen Bahn rasch vorwärts. Was am 9. April am Bund niedergelegt war (S. 39), ließ noch Auslegungen zu. Jener Vorschlag schloß nur ein Zeigen von Zielen in sich; ein klares Aussprechen tat not. Und zwar gedachte der König sich mit seinen deutschen Standesgenossen in direktem Verkehr auseinanderzusetzen. Am 10. Juni ging der neue preußische Verfassungsentwurf unmittelbar an die deutschen Regierungen: den Ausschluß Österreichs aus dem Bund forderte er, ein Parlament aus allgemeinem Stimmrecht, nationale Gesamtwirtschaft und Seemacht; der Oberbefehl sollte im Norden an Preußen, im Süden an Bayern übertragen werden. Damit war Wilhelm radikaler geworden als nach Dahlmanns Plan vom Jahr 1848 nötig gewesen wäre; Österreich war nicht nur übertrumpft, nein von aller Mitarbeit ausgeschlossen. Damit wuchsen denn auch die Tatsachen weit über die Rechtsscherereien und Widersprüche am Bundestag in Frankfurt hinaus. Schon am 12. Juni hatte der diplomatische Verkehr zwischen Berlin und Wien aufgehört; in Schleswig-Holstein erschien durch Österreichs Vorgehen in Sachen der holsteinischen Stände der Gasteiner Vertrag vernichtet; die Preußen begannen Holstein zu besetzen und die Österreicher über die Grenze zu drängen. Am Bundestag freilich fiel die Entscheidung

Digitized by Google

am 14. Juni gegen Preußen; dessen Bevollmächtigter legte darauf den Bundesreformantrag, der schon am 10. Juni an die einzelnen Regierungen ergangen war, in der Bundesversammlung nieder: Der seitherige Bund sei aufgelöst, jedoch ohne Zerstörung der Grundlagen für nationale Einheit; es gelte jetzt, neue Formen zu finden.

Von diesem Augenblick an, und vollends als die nächsten Tage eine runde Absage der Nachbarn brachten, aus Dresden, Hannover, Kassel, scheint die Seele Wilhelms ganz ruhig und fest geworden zu sein. Nach dem Krieg, am 8. November 1866, schrieb Wilhelm an einen alten Freund: „Sie glauben gar nicht, wie unendlich schwer es mir geworden ist, das Wort ‚Krieg' auszusprechen. Hätte ich es als Prinz unter Soldaten aussprechen gehabt, wäre ich außer mir vor Freude gewesen; aber als König war ich mir meiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und zögerte so lange, als es mir mit der Ehre Preußens verträglich war." Mit hellem Blick in die Zukunft jedoch sprach er noch vor dem Krieg, im Mai 1866, zu einem Staatsmann aus den deutschen Mittelstaaten: „Wenn wir jetzt einen Krieg gegeneinander führen, so werden wir uns später versöhnen und einen anderen Krieg gemeinschaftlich führen." —

Vom 22. Juni an schritten die preußischen Armeen über die böhmische Grenze, und nun brachte jeder Tag die Nachricht von einem preußischen Sieg, manchmal deren zwei. Man erhielt in aller Welt die Empfindung, daß sich hier Taten vollziehen, weltumgestaltende Taten, als Ausfluß klar durchdachter Vorausbestimmungen und Pläne; daß dem allem eine *kerngesunde*, nach des Königs Plan *verjüngte Armee* dienstbar gemacht sei, wie die Welt noch keine gesehen. Deutlich erfuhr man zugleich, wie rasche und gewissenhafte Berichte alle Welt auf dem Laufenden erhielten über die Zustände in diesem Heere, über dessen Taten.

Am 30. Juni war König Wilhelm von Berlin zur Armee abgegangen; wenige Tage nachher, am Abend des 3. Juli, stand er im Sonnenglanz des entscheidendsten Sieges, den eine preußische Armee je erfochten hat, auf den Höhen von Chlum und sah die Feinde haltlos von den Schlachtfeldern bei Königgrätz und Sadowa rückwärtsfluten. — Am Abend des 2. Juli lagen hinreichende Nachrichten über Stellung und Stärke des Feindes vor; für den Morgen des 3. setzte Wilhelm den Angriff auf die Österreicher fest. Heißes Ringen; banges Harren in der Umgebung Wilhelms auf das Eingreifen der Armee des linken Flügels folgte. So mag einst Wellington nach Blücher ausgeschaut haben. Da, um die Mittagszeit, traf der Kronprinz mit seiner Armee ein und entschied den Sieg.

Abb. 36. König Viktor Emanuel II., 1820—1878.
Stich von Mehmacher.

Es ist ja immer eine hochbedeutsame Sache ge-

Digitized by Google

wesen, wenn der König des Landes selbst mit zu Felde zog als der erste der Kriegsmänner, die das gemeinschaftliche Vaterland ausgesendet, die gefährdete Ehre und Größe zu wahren. Gustav Adolf und Friedrich der Große haben sich damit einen Zuschuß an Kraft geschaffen, der nicht hoch genug gewertet werden kann. — Seine eigentliche und wahre Heldenhaftigkeit hatte der König schon gezeigt, als er auf sich allein, auf die eigene Urteilskraft und Willenstätigkeit angewiesen am Schreibtisch gesessen hatte, alle Möglichkeiten überdenkend und mit sich selbst ringend, um das Richtige zu treffen, um die durcheinander wirbelnden Widersprüche zu entwirren und Versäumtes nachzuholen. Jetzt, im großen Hauptquartier der Feldarmeen blieb es seine eigenste Sache, die Einheit des Oberbefehls wirksam zu erhalten und jede zeitraubende Friktion zu verhindern.

Die preußische Armee war erstmals in einen Feldzug eingetreten, der sich mit allen seinen Merkmalen von der seither üblichen Weise losgelöst hatte. Eine durchaus moderne, eine nie gesehene Art der Kriegführung tritt in die Erscheinung, und das sind ihre wesentlichen Kennzeichen: die in der Garnison eingehaltenen Übungsweisen und die Tätigkeit im ernsten Gefecht fließen gewissermaßen ineinander, sind nur durch Stunden oder Tage der Eisenbahnfahrt und kurzer Anmärsche voneinander getrennt; Mobilmachung und Aufmarsch gründen sich wesentlich auf die Mitwirkung eines aufopferungsfähigen, selbstlosen Beamtenstandes; in vorbedachter Weise schließt sich Operation an Operation, um durch das Überragende der Erfolge den Krieg rasch zum Ende zu führen.

Es hat in früheren Zeiten wohl die Lehre bestanden, daß die Anfänge des Kriegs wesentlich dazu da seien, den Soldaten zum tüchtigen, zum rechten Kriegsmann heranzubilden. König Wilhelm, mit Albrecht v. Roon und Hellmuth v. Moltke im Bunde, führte das System durch, die Friedenszeiten zu nützen zur „Vorbereitung der Seele für die Schlacht", vom Exerzierplatz weg mit dem ersten Tage des Kriegs als fertiger Meister, nicht erst als Lehrling, in den Ernst des Krieges einzutreten. Dem allem wußte Moltke ein durch die strengsten Linien umrahmtes Rechnen mit Zeit und Raum hinzuzufügen und ein Zusammenknüpfen der Verpflegungsorgane mit der ganzen Energie des Bewegungskriegs.

Alles das konnte als belebender Odem nur einer Armee eingehaucht werden, wie sie nach dem Plan des Königs und durch die Unbeugsamkeit seines Willens trotz des Konflikts zusammengestellt worden war. Jetzt sah der König, zur Freude seines Herzens, seine Schöpfung in der vollen Entwicklung ihrer Tätigkeit und Kraft. Als Aufgabensteller im einzelnen stand auch jetzt Moltke, der Chef des großen Generalstabs, da neben dem den Oberbefehl führenden König. Durch das Gewicht seines Namens aber schon wußte Wilhelm allen den Anordnungen, die als notwendig und zweckmäßig aus dem Rat mit dem Generalstabschef hervorgingen, schärfste Schneide zu geben und genaueste Vollstreckung zu sichern. Von vornherein war alles Festsaugen der Einzelführer in persönlichen Gegensätzen, alle persönliche Selbstsucht hintangehalten. Ruhige, heitere Überlegenheit blieb dem König auch in den für den Feldherrn sorgenvollsten Entscheidungsstunden eigen.

Aus der sorgfältigen Vorbereitung des Kriegsinstrumentes floß denn auch die Erscheinung, daß die ganze Welt den Eindruck erhielt: Hier arbeitet ein Räderwerk, dessen einzelne Teile geräuschlos ineinandergreifen, in welchem jedes einzelne Stück eine gewohnte und wohlverstandene Aufgabe löst. Und damit hat Wilhelm mit Roon und Moltke der preußischen Armee den Stempel aufgedrückt, der das Merkmal für alle kriegstüchtigen modernen Armeen geworden ist bis auf den heutigen Tag. So haben die drei großen Reformer zugleich dem Krieg ganz neue ethische Grundlagen geschaffen. Von der einfachen brutalen Gewalttat haben sie durch ihr soldatisches Erziehungswerk den Krieg gewandelt in eine ernste Prüfung, bei der jedes Volk zur Antwort gezwungen wird auf die Fragen: Hast du die edle Zeit des Friedens gehörig ausgenutzt, um in allen Schichten mannhaften Geist, zähe Tatkraft, Sinn für selbstlose Pflicht und Gewissenhaftigkeit, Ehrgefühl zu verbreiten? Ist nichts an deinem Körper erlogen und hohl? Sind alle Schichten des Volks über den Wert der nationalen Güter unterrichtet genug, um freudig für deren Schutz auf den Plan zu treten? Für das neue Deutsche

Digitized by Google

Abb. 37. Bei Königgrätz. Gemälde von G. Bleibtreu.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Abb. 38. Napoleon III., 1808—1873.
Lithographie nach einer Zeichnung von Metzmacher.

Reich aber reiht sich die Überlieferung der Tat Wilhelms unter die grundlegenden Lebensbedingungen ein und steht in demselben Range mit der geistigen Weiterbildung in der Schule.

Aber kaum durfte sich die Soldatenseele Wilhelms recht erlaben an dem strahlenden Siege, an der weitgehenden Verfolgung, als auch schon wieder die Sorgen der Politik an ihn herantraten.

Wie der scharfe Ton einer schmetternden Trompete, so fuhr jetzt die Kunde über ganz Europa hin, klang wider im Hof der Tuilerien, ja im versteckteſten Winkel der bewohnten Erde: Wilhelm von Preußen hat die österreichische Armee geschlagen, zersprengt, fast vernichtet. Mit jeder Stunde wurde es klarer: Österreich, der Hort des Alten, stürze krachend zusammen, eine neue Ordnung der Dinge für das europäische Festland steige empor aus der Tat des Preußenkönigs.

Man steckte die Köpfe zusammen, man haſtete nach Rat, nach Mitteln zum Einschreiten. Schon im Jahre vorher, als Napoleon III. sich den Plänen der preußischen Politik, zunächst für Norddeutschland, nicht abgeneigt zeigte, hat es in Paris Mahner

Digitized by Google

Abb. 39. Kaiserin Eugenie. Gemälde von Xaver Winterhalter.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Digitized by Google

gegeben, welche es mißbilligten, daß die Politik Frankreichs von den überlieferten heilsamen Grundsätzen soweit abweiche; alles komme darauf an, daß in Deutschland die ganze Anzahl von großen und kleinen Souveränitäten erhalten bleibe, daß keine Macht über die Streitkräfte der anderen zu verfügen habe.

Und jetzt war die Stunde gekommen, auf die Napoleon lange gewartet hatte: Österreich, in harter Not, rief seine Vermittlung an. Zunächst, am Tage nach Königgrätz, am 4. Juli, lautete die Sprache in Paris gar kriegerisch. Schon im Ministerrat des folgenden Tages kam der Umschwung. Der französische Minister des Innern, Lavalette, rief den gesunden Menschenverstand an im Streite gegen die zum Kriege Drängenden: Ob man denn daran denke, daß man nicht Pferde, nicht Geschütze, Mannschaften und Munition habe, ein veraltetes Gewehr, während dort der Zündnadelhinterlader Wunder getan? Daß alle Kadres angebröckelt seien wegen des mexikanischen Abenteuers! — In seiner Vermittler- und Schiedsrichterrolle glänzen zu können, vor ganz Frankreich sich als Retter der hergebrachten Ordnung der Dinge zu zeigen, darauf hatte Napoleon wohl mit Sicherheit gehofft. Aber allerdings auf ein anderes Preußen, auf ein mehr gebeugtes, hatte er gerechnet, nicht auf dies neue Preußen, das dastand als ein jugendlicher Held, als ein Sieger, wie die Welt keinen gesehen seit einem halben Jahrhundert. Sollte man trotz aller Unzulänglichkeit den Kampf wagen gegen Preußen, vielleicht auch gegen Italien, das sich entschlossen zeigte, am preußischen Bündnis festzuhalten? Sollte man das niedersinkende Österreich stützen, den deutschen Bund? Noch mochte dieser, jener Entschluß möglich sein; eines aber war sicher: Napoleon mußte sich vor der Welt den Anschein geben, als halte er seine Hand schirmend über Italien, zugleich auch über Österreich und Deutschland.

Wie ein gewaltiger Wogenbrecher stellte sich Bismarck, der Mann mit dem Löwenherzen in der breiten Brust, vor seinen König auf, der Mann mit seiner Treue und riesigen Arbeitskraft, mit seiner verblüffenden Keckheit. Offenbar fühlte sich Bismarck frei von bindenden Zusagen; nach dieser Richtung hin hatte er es leicht, sich aus der Schlinge zu ziehen. Mit halben Zusagen und Drohungen wußte er den aufdringlichen Vermittler fernzuhalten. Nach mühseliger Suche hatte endlich am 12. Juli Napoleons persönlicher Sendbote, der Gesandte in Berlin, Benedetti, das preußische Hauptquartier erreicht, das schon tief nach Mähren hinein, nach Brünn und Zwittau verlegt worden war. An die Lehre vom europäischen Gleichgewicht, an die Notwendigkeit einer Integrität Österreichs mahnte der französische Staatsmann. Zugleich aber konnte er hier im Hauptquartier, wo alle Fäden der Heerestätigkeit, alle Nachrichten zusammenliefen, sehen, wie die preußischen Armeen nach dem Einzug durch die Tore Wiens hinstreben, wie ihre Reiter von der Vorhut schon ihre Rosse in der Donau tränken — er erfuhr, wie das Preußenlied durch die Straßen von Frankfurt schmettert, wie der deutsche Bund in den letzten Zügen liegt, wie die Preußen sich häuslich einrichten in Hannover, Kassel, Dresden, wie Berlin sich rüstet auf das Einzugsfest.

Abb. 40. Erbprinz, seit 1885 Fürst Leopold von Hohenzollern.

Eine ganz eigentümliche Auffassung von der Lage der Dinge hat sich in diesen Tagen König Wilhelm angeeignet. Zu den Eindrücken seiner Jugend war er zurückgekehrt, in die Jahre 1814,

Digitized by Google

1815, 1816, als die preußischen Patrioten klagten, wie sie durch einen faulen Frieden, durch herzlose Staatskunst um alle Früchte ihrer Anstrengungen betrogen worden seien. Sollte dasselbe Spiel wieder angehen? Sollte man wiederum auf jede Abrundung der Grenzen verzichten und die Dünnleibigkeit des preußischen Staates verewigen? Nein, die Vorväter mußten gerächt werden an Sachsen, an Österreich, an Bayern. Als Zeichen der Niederlage sollten Gebietsstrecken von allen diesen Staaten abgelöst, die fränkischen Fürstentümer mit anderen Gebieten für Preußen gewonnen werden. Lieber Fortsetzung des Krieges als Verzicht auf Gebietserweiterung! Manches lag in des Königs Begehren, was ihn trennte von seinem leitenden Staatsmann. — Wilhelm mag nicht allzu schweren Herzens zunächst auf Hereinziehen Süddeutschlands in den neuen Bund verzichtet haben. Seine Gedanken auf Ausbau des eigenen Staates und des Bundes gehörten wesentlich Norddeutschland an. Nicht so leicht ging Bismarck auf die Ausschließung Süddeutschlands ein; er betrachtete sie als eine Konzession an Frankreich und Österreich. Dafür rang er dem König die unversehrte Erhaltung Österreichs, Sachsens und, bis auf eine kleine Scholle, auch Bayerns ab.

Abb. 41. Benedetti, Französischer Gesandter am Berliner Hofe 1864—1870.

Alles drängte zum Abschluß hin, auch ein neuer Feind, der im Lager der preußischen Heere erschienen war und die jugendliche Schnellkraft des Heeres zu lähmen drohte, die Cholera. Also kurz: Preußen sprach seine Absicht aus, die eigene Machtsphäre zu einem Norddeutschen Bund zu erweitern, sein Gebiet zu runden durch Einverleibungen, mit den süddeutschen Staaten ein weiteres nationales Band zu knüpfen; zugleich tritt Österreich aus dem deutschen Bund aus und dieser ist damit aufgelöst. Auf Grund dieser Abmachungen erfolgte am 22. Juli der Waffenstillstand, am 26. Juli der Vorfriede von Nikolsburg.

Alle die Jahrzehnte hindurch, die dem siegreich geendigten Krieg vorangegangen, hatte sich unter den großen Mächten ganz allein Preußen im Besitz von zweierlei Schätzen befunden, von denen einer sozial-ethischer, der andere rein technischer Natur ist, — allgemeine persönliche Wehrpflicht und Hinterladegewehr. Im Grunde vermochten beide der preußischen Armee als besondere Kennzeichen zukommende Eigenschaften nur dann und wann die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zu ziehen. Erst durch Wilhelms Heeresorganisation ist die allgemeine Wehrpflicht zur wahren Entfaltung gekommen und hat das unbesiegbare Volk in Waffen mit seinem unerschöpflichen Brunnquell zur Erscheinung gebracht. Erst die Massenkämpfe in Böhmen vermochten auch die Leistungsfähigkeit des Zündnadelgewehrs recht aufzudecken. — Als Napoleon III. es noch zu wiederholten Malen für nötig fand, in diesen Sommertagen die Aufmerksamkeit Frankreichs und der Welt auf sein Säbelrasseln zu lenken, da blickten seine Sachverständigen mit immer wachsendem Mißtrauen nach dem geheimnisvollen Hinterlader hin. Für den sittlichen Einfluß der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht aber fand sich im französischen Geiste noch kein Verständnis; man hielt es für viel vorteilhafter, wenn die Reichen ihre Söhne loskauften, wenn für diese Summen zehntausende von Einstehern mit langer Dienstzeit in der Armee großgezogen würden, Hüter der alten Waffenehre und der glorreichen Traditionen. Mit dem Hinterlader aber, mit dem war es eine ganz andere

Digitized by Google

Sache. Preußen war nach dieser Hinsicht noch Alleinbesitzer. Man wußte: nicht mehr lange. Seit 1858 (Sr 22) feilte und drehte man auf den französischen Werkstätten an dem Hinterladesystem Chassepot; jetzt endlich im Sommer 1866 war man nach langem Experimentieren auf ein brauchbares, wirklich befriedigendes Modell gekommen, nach dem gearbeitet werden sollte. Und zwar mit allem Eifer, Tag und Nacht, um möglichst bald die Neubewaffnung der Armee vornehmen zu können. Einige Jahre mochte das noch dauern und Geduld erfordern; aber dann!

Vorerst freilich blieb Preußen noch der vom Glück begünstigte Alleinbesitzer eines erprobten Hinterladers. Ein mit gebührender Scheu betrachteter Alleinbesitzer. Und dieser Scheu ist es wohl zuzuschreiben, daß sich das Säbelrasseln immer mehr dämpfte, daß der eisenfresserische Ton sich abschwächte. So ist es geschehen, daß die Waffentechnik bestimmend auf Politik und Völkerschicksal eingewirkt hat.

Ohne Schiedsrichteramt, ohne sichtbare Vorteile, nur mit scheinbaren Zugeständnissen abgespeist, mußte Napoleon sich aus seiner Vermittlerrolle herausziehen; zugleich mit einer schweren Bürde beladen, mit der Pflicht, bei nächster Gelegenheit seinen Franzosen Genugtuung zu verschaffen, Genugtuung für Sadowa, wie man in Paris Königgrätz nannte, wo die Preußen sich angemaßt, Throne zu stürzen, überhaupt Taten zu verrichten, die in der Idee der Gallier von je der Tätigkeit Frankreichs vorbehalten geblieben waren.

In denselben Augusttagen aber hielt Wilhelm glänzenden Siegereinzug in seiner Hauptstadt. Berlin, von dem man sagen kann, was Tacitus von Rom meint: „Die Stadt, die alles erfährt und nichts verschweigt," — Berlin, mit seinem kecken Zurschautragen von Widerwillen wie von Sympathie, Berlin kam jetzt dem Schöpfer des neuen preußischen Heeres mit offenen Armen entgegen und nahm ihn auf in die gemeinschaftliche preußische Liebe. — Der Landtag wurde eröffnet mit jener wunderbaren Thronrede, die Treue um Treue, Vertrauen um Vertrauen gab und erbat. Vergessen und versunken erschien die Zeit des Haders in diesen Tagen, welche die ganze mitteleuropäische und deutsche Welt umgestaltet und eine Zeit geschaffen hatten mit neuem Denken und Fühlen.

Und noch ein weiterer Wandel hat sich ganz von selbst vollzogen. Gewissermaßen in der Stille und Verborgenheit war bis daher die deutsche und die preußische Welt gewohnt gewesen, sich um sich selbst zu drehen, anspruchslos und niemand störend. Als eine Sache von Bedeutung wurde es schon angesehen, als Preußen von Oldenburg eine Scholle an der Wasserkante erwarb, um eine Flottenstation zu gründen, als einige kleinere Schiffe die preußische Kriegsflagge auf dem Ozean zeigten, als der Nachzug gegen die Riffpiraten an der Küste von Marokko unternommen wurde. Aber immer erschien es erst nötig, sobald sich die deutsche oder preußische Welt regen wollte, schön Wetter zu machen in Paris, Petersburg, London, Wien.

Auch König Wilhelm hatte bis jetzt eigentlich nur seinem Heimatlande angehört; in der Stille zu wirken, seinen Willen durchzuführen, war ihm bis daher beschieden gewesen, und arbeitete auch das preußische Staatswesen, von so starker Monarchenhand angefaßt, mit lautem Knarren, bei den deutschen Nachbarn wurde das wohl vernommen, aber nach auswärts drang kaum ein Ton davon. Jetzt sah sich Berlin selbst unter die Mittelpunkte für Weltpolitik eingereiht. Wilhelm konnte kein Wort mehr sprechen, ohne daß die ganze Welt lauschte, keine Tat vollbringen, ohne daß sich von außen her Bewunderer, Bekrittler, Verurteiler genaht hätten. Ja, neben ihm, nicht selten vor ihm fand der große Staatsmann seine Stelle, dessen Kühnheit und List sich mit dem bedächtigen Wesen des Königs vermählt hatten; aber zu allerletzt, im tiefsten Grunde blieb es eben doch Wilhelm, der mit seinem starken Willen die neue Welt geschaffen hatte, ihr seinen Namen und seine Weihe gab. Er selbst war mit seiner mächtigen und zugleich lauteren Persönlichkeit eine Macht in dieser neuen Welt geworden. Mit einer neuen Kraft zu rechnen, sah sich die neue Welt genötigt. Und hatte diese Welt vorher Preußen und Deutschland nur hie und da einer oberflächlichen Beachtung gewürdigt, so blickte sie jetzt neugierig zu allen Fenstern herein.

Digitized by Google

Seit den Wiener Abmachungen aus den Jahren 1814 und 1815 hatte sich im Grunde nicht viel in dem Aussehen Europas verändert. Freilich waren die Niederlande auseinandergefallen, Frankreich hatte sich einige Grenzgebiete von Italien erworben, Italien selbst war geeinigt worden. Aber das alles konnte nicht aufkommen gegen die Revolution, die Wilhelm und sein Kanzler Bismarck in der Mitte Europas siegreich zu

Abb. 42. Abreise des Königs Wilhelm zur Armee am 31. Juli 1870. Gemälde von A. v. Menzel. In der Königl. Nationalgalerie. Nach einer im Verlage von Gustav Schauer in Berlin erschienenen Photographie.

Ende geführt hatten. Wo war denn das Preußen hingekommen, das die Länderverteiler in Wien einst mit so kunstreicher Hand dünnleibig, zerstückt, ohne Küstenstreif am Weltmeer geformt hatten! Was war aus diesem mittleren und nördlichen Deutschland hervorgegangen, das zusammengefügt erschien aus verschiedenen Bündeln souveräner Kleinstaaten, als deren Bestimmung es galt, durch Sonderbestrebungen sich gegenseitig lahm zu legen!

Digitized by Google

„Wo ist denn euer Deutschland, von dem ihr immer redet?“ so pflegte man noch vor kurzem draußen zu fragen. „Wir kennen wohl einzelne Länder und Gebiete, aber wir kennen euer Deutschland nicht; wir sehen nicht eure Flagge, eure Kriegsschiffe, wir hören nichts von euren Gesandten und Konsuln.“ — Aus den Verhandlungen der Kabinette, der Minister und des aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen Parlamentes vom Herbst 1866 bis in die Mitte des April 1867 war eine neue europäische Großmacht hervorgegangen, der Norddeutsche Bund unter dem Präsidium Preußens, eine Großmacht, welche weit über 30 Millionen Einwohner zählte, als deren Kern das durch Einverleibungen auf 25 Millionen Einwohner angewachsene Preußen dastand; eine Großmacht, die einige der größten Seestädte des Kontinentes und ein mächtig Stück Küstenlands in sich schloß, die draußen allerorts ihre Flagge zeigte, ihre Gesandtschaften und Konsulate hielt.

Einen ähnlichen Bau hatte ja auch die Revolution von 1848 und 1849 beabsichtigt, sie hatte auch schon die Erfordernisse der Einheit und Freiheit geschaffen, sogar etwas, das aussah wie eine Machtäußerung durch bewaffnete Schiffe, welche als Flagge die alten herzlieben Farben schwarzrotgold trugen. Aber alle die wohlgemeinten Gesetze und Verordnungen fanden keinen Anklang, und die mit naiver Selbstbefriedigung in Szene gesetzten Machtäußerungen sahen sich vom Ausland zurückgewiesen und verhöhnt. Das mit so viel Scharfsinn, Begeisterung und Redekunst aufgeführte Gebäude, von dem man in der eigenen Herzensfreude vorausgesetzt hatte, daß es, auch ohne Machtbesitz, rein durch seine ideelle Wirkung auswärts Respekt und Ansehen sich erobern werde, es versank. Von seinem Gerüstwerk aber rettete sich die Nachwelt alles Wertvollste und fügte es in den neuen Bau der Einheit ein, dessen Leben und Gedeihen nach innen wie nach außen dadurch von vornherein gesichert war, daß willensstarke Männer den Zukunftsbau vor seiner Ausführung mit einer tüchtigen Umfassungsmauer versehen hatten, an der alle Versuche störenden Anlaufs scheiterten.

Und so sprach König Wilhelm in jener unvergeßlichen Thronrede, welche am 17. April 1867 den verfassunggebenden ersten norddeutschen Reichstag schloß: „Bürgschaft haben wir für die weitere fruchtbringende Entwicklung des Bundes gewonnen, mit dessen Abschluß auch die Hoffnungen, welche uns mit unseren Brüdern in Süddeutschland gemein sind, ihrer Erfüllung näher gerückt werden. Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten imstande ist. Das nationale Selbstbewußtsein, welches im Reichstag zu erhebendem Ausdruck gekommen ist, hat in allen Gauen des deutschen Vaterlands kräftigen Widerhall gefunden. Nicht minder aber ist ganz Deutschland in seinen Regierungen und in seinem Volke darüber einig, daß die wiedergewonnene nationale Macht vor allem ihre Bedeutung in der Sicherstellung der Segnungen des Friedens zu bewähren hat.“

Vom deutschen Vaterland, von deutschen Brüdern, vom nationalen Recht hat man bis zum Jahr 1849 und darüber hinaus geträumt, gesungen und geredet. Nun aber klangen dieselben Worte vom Throne herab aus dem Munde desjenigen, der keine Verfeindung, keine Verdächtigung gescheut hatte, um dem Liberalismus, zunächst wunderlicherweise gegen dessen eigenen Willen, zum Sieg zu verhelfen. — Als des neuen deutschen Staates erster Bürger sprach heute der König. So weit war also das deutsche Bürgertum emporgestiegen, daß es vom Thron herab reden konnte. Den König hatte es sich erobert. Mit dem König teilte es sich in den Thron und in den Sieg.

Liberale Gesinnungen waren es, welche die Seele des gesamten deutschen Bürgertums füllten; seit dem Jahre 1848 in besonders deutlicher Weise. Dies Bürgertum hatte dem Prinzregenten in den Novembertagen 1858 ob der liberalen Bahnen, die er eingeschlagen, zugejubelt, und dies selbige Bürgertum hielt es für sein Recht, der Krone den Krieg zu erklären bei den Plänen für Heeresreorganisation. Wer konnte denn das alles verstehen und durchdringen, wo es hinaus wollte? Streit entstand und Verwirrung; auf keiner von beiden Seiten bot sich irgendeine Aussicht auf Sieg. Nun aber gab es zwei Sieger nebeneinander — das Bürgertum und der König. Der

Digitized by Google

König war dem Liberalismus entgegengekommen und das Bürgertum hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Worte und doktrinäre Anschauungen wohl aussehen können wie eine Tat, daß aber wirkliche, das Völkerschicksal bestimmende Taten nur hervorgehen aus fühlbarer realer Kraftentfaltung.

* * *

Es ist kein Zweifel, wenn es mit den Gebietsabtretungen und Einverleibungen nach Wilhelms Plan gegangen wäre, so hätten Preußen und Norddeutscher Bund ein bei weitem weniger einheitliches, schwieriger zu handhabendes Staatengebilde dargestellt; viel mehr und dauernde Verbitterung wäre damit in Österreich und Süddeutschland aufgestiegen. Hier sah der Kanzler bei weitem klarer, als das durch die Erinnerung an alte Ränke getrübte Auge des Königs. Für einen Bismarck gestalteten sich die Schritte zum allendlichen Ziele, zur wirklichen deutschen Einheit, immer länger und rascher.

Abb. 43. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Seine Seele lechzte danach, dem Ausland gegenüber ganz Deutschland als eine geeinigte Ländermasse, gelenkt von einem und demselben Geist, zeigen zu können. Und die Gelegenheit kam. — Die schwere Aufgabe, die Napoleon mit sich geschleppt hatte aus den fruchtlosen Verhandlungen des Jahres 1866, die Aufgabe, irgendeine Entschädigung, eine Beute für Frankreich zu ergattern, suchte er sich offenbar in kleine Teilaufgaben zu zerlegen. Das geschah zu Anfang 1867 durch den Plan, das Land Luxemburg für Frankreich zu gewinnen.

Zunächst schien das Geschäft anstandslos vonstatten zu gehen. Französische Emissäre wußten zu berichten, daß die Luxemburger nichts sehnlicher wünschten, als in Frankreich einverleibt zu werden; den König von Holland, als Souverän des Ländchens, glaubte man mit einer mäßigen Summe befriedigen zu können. Doch schien wegen der verschiedenen Interessen, wegen der nationalen Bewegung im deutschen Reichstag, eine Konferenz der Mächte notwendig; aus deren Abmachungen ist denn schließlich am 11. Mai 1867 Luxemburg als ein durch allseitig garantierte Neutralität geschütztes Territorium hervorgegangen. Frankreich aber, Napoleon gingen leer aus.

Ob es klug von Napoleon war, schon jetzt mit Ansprüchen hervorzutreten, die mit den Waffen zu verfechten er noch nicht gerüstet genug war, mag billig bezweifelt werden.

Digitized by Google

Abb. 44. Otto v. Bismarck, 1815—1898.
Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.

Viele Tausende Chassepots lagen freilich schon fertig da, doch von einer Neubewaffnung der ganzen Armee konnte keine Rede sein. Aber für den Kanzler des Norddeutschen Bundes lag jetzt der Anlaß vor, ein entscheidendes Wort zu sprechen und am 18. März 1867 die ganze Welt durch die Nachricht zu überraschen: der Norddeutsche Bund hat mit jedem einzelnen der süddeutschen Staaten einen Schutz- und Trutzvertrag abgeschlossen dahingehend, daß sich im Kriegsfall die neuorganisierten Streitkräfte dieser Staaten unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellen. Damit stand nach außen hin die volle deutsche Einheit fertig da und der König von Preußen erschien als deutscher Oberfeldherr.

Im Inneren freilich wohnten auf deutschem Boden immer noch trennende Gewalten, die grämlich oder gar feindselig beiseite standen. An Gegensätzen fehlte es nicht, auch nicht in der Persönlichkeit Wilhelms selbst. Vor allem steht fest, daß er sich mit voller Wärme dem deutschen Gedanken hingab, sobald seine Wünsche für erweiterte Machtstellung Preußens in Erfüllung gegangen waren. Denn ein Preuße blieb er am Ende doch und trug das, was das echte Preußentum an stolzem Fühlen und an hohen Ehrbegriffen in sich schloß, hinüber in sein Deutschtum. Dem des Umdenkens nicht fähigen Altpreußentum aber sandte er Absage um Absage, wenn er sich nun ganz dem liberalen Bürgertum zuwandte, das sich zum Träger derselben Machtentfaltung umgestaltet hatte, die es noch vor kurzem glaubte bekämpfen zu müssen. Ob Wilhelm an einen raschen Abschluß der vollen deutschen Einheit dachte, mag dahingestellt bleiben. Als in höchst ungesuchter Weise deutsche Einheitswünsche im Zollparlament des Jahres 1868 durchbrachen, da drängte der Gedanke zum Abschluß sich auf. Aber auch hier wirkten Gegensätze; nachdem Preußen mit dem Norddeutschen Bund eine ausschlaggebende Großmacht geworden war und sich für den Kriegsfall der Beihilfe aller Deutschen versichert hatte, konnte es warten; in den süddeutschen Staaten mag man sich gewundert haben, daß man nirgends zum Eintritt in den Norddeutschen Bund hindrängte, ja daß man sich zuzeiten fast abweisend verhielt.

Den nachlebenden, aus weiter Ferne rückwärts blickenden Geschlechtern mag der Krieg gegen Österreich, Norddeutscher Bund, Krieg gegen Frankreich, Aufrichtung des Deutschen

Digitized by Google

Reichs mit dem Kaiser an der Spitze, alles das als eine einzige ineinanderfließende Handlung erscheinen. Für uns Näherstehende stufen sich die Einzeltaten merklich ab mit kleinen Ruhepausen dazwischen. Aber das ist richtig: rückläufig wird nichts mehr, der deutsche Gedanke wächst und wächst, er grünt und grünt. Ob Wilhelm sich noch der Hoffnung hingab, daß ein Deutsches Reich sich ausgestalten lasse nach friedlicher Auseinandersetzung mit Frankreich, mit diesem offenbar etwas stumpf gewordenen Napoleon? Zwei gewaltige Kriege rasch nacheinander führen zu müssen, das erschien hart, wenn auch seit dem Friedensschluß von 1866 die preußischen und deutschen Streitmittel mächtig angewachsen waren.

Der Mann, dessen Seele jetzt, nach der Niederwerfung Österreichs, zurückgekehrt war zu den ersten Jugenderinnerungen der Jahre 1814 und 1815, in denen das emporwachsende Preußen empfindlich gekränkt und gehemmt worden war, der Mann mag sich auch zurückgerufen haben, daß dies Kränken und Hemmen lediglich vom Interesse des westlichen Nachbars diktiert war. Der Mann, der einst dem Historiker Dahlmann als einem Politiker sein Ohr geliehen, der dem geistigen Leben immer nahe blieb, mag auch jetzt die Worte der in nationale Bahnen einlenkenden deutschen Geschichtschreibung vernommen haben, die lehrte, wie zu allen Zeiten die Größe Frankreichs sich aufbaute auf die Voraussetzung deutscher Zerrissenheit. Es wird versichert, daß Wilhelm die alten Zeiten treu im Gedächtnis bewahrt habe. Als sich Dr. J. Heer, der schweizerischer Gesandter gewesen, im Jahr 1869 von Wilhelm I. verabschiedete, erzählt er: „Der König geriet mir wieder recht gut; er ist ein ungemein freundlicher und gesprächiger alter Herr und trotz seiner 72 Jahre so rüstig wie ein Fünfziger. Ich fragte ihn, ob er sich noch an die Katastrophe von 1806 erinnere, was er bejahte; es sei ihm so deutlich, wie wenn es erst gestern gewesen wäre. Ganz deutlich stehe ihm namentlich auch die Fluchtreise nach Königsberg vor der Seele. ‚Sie können sich denken, was ich empfand, als ich 1861 zum erstenmal, bei der Krönung, im Königsberger Schloß wohnte und mich der détresse erinnerte, in der meine guten Eltern damals hier gelebt haben.‘“ —

Als im Jahr 1814 Talleyrand mit den Vertretern des königlichen Frankreich auf dem Wiener Kongreß erschien, galt seine vornehmste Tätigkeit dem Bemühen, die Mächte für seine Glaubenssätze zu gewinnen, nach denen ein kraftvoll aufstrebendes Preußen eine Bedrohung wäre für alle den gegenwärtigen Besitz erhaltenden Gewalten. „Wenn man Preußen machen ließe, so hätte es bald zwanzig Millionen Einwohner und würde sich ganz Deutschland unterwerfen. Folglich muß man seinem Ehrgeiz Zügel anlegen, indem man seinen Besitzstand in Deutschland möglichst einschränkt und zweitens seinen Einfluß durch Organisation des Bundes lahmlegt. Die Mittel, um Preußen so dünnleibig als möglich zu machen, sind: Erhaltung der kleinen deutschen Staaten und Vergrößerung der mittleren. Es darf niemals zugegeben werden, daß die kleinen deutschen Staaten in die Gewalt der größeren fallen, oder daß einer der großen, etwa Preußen, sich so weit aufschwinge, daß er über die gesamte deutsche Volkskraft zu verfügen hätte.“ — Die Sätze des Bourbonen behielten ihre Lehrkraft auch für den Bonapartisten. Jetzt gerade, in den Jahren nach 1866, rief man in Paris laut und immer lauter: Das arglose Frankreich habe sich täuschen lassen, es müsse in sein altes Oberherrenrecht und Schiedsrichteramt wieder eingesetzt werden.

Horchte man während des Jahres 1869 hinüber über den Rhein, so mußte man taub sein, wenn man die Ausbrüche jubelnder, den Erfolg schon vorweg nehmender Hoffnung überhörte, mit der man die fertiggestellten zahlreichen Chassepots und Mitrailleusen betrachtete. Bei den Herbstübungen 1869 in Süddeutschland lauschten französische Manövergäste mit gespannter Aufmerksamkeit, ob sie nicht vereinzelte, wie man glaubte traditionelle, Anzeichen französischer Sympathien vernehmen könnten. Vergeblich. Kein Urteilsfähiger vermochte sich mehr der Erkenntnis vom Näherrücken einer blutigen Abrechnung zu verschließen.

Sollte man die Wahl des Zeitpunktes dem Gegner überlassen? Wilhelm und seine Berater wußten, daß er mit einer vorzüglichen, wahrscheinlich überlegenen Waffe ausgerüstet sei. Wohnten einer raschen Mobilmachung, geordnetem Aufmarsch, einem

Digitized by Google

ohne Zwischenpause folgenden Schlagen mit Massen hinlängliche Kräfte inne, um eine Überlegenheit zu sichern? Durfte man im Vertrauen darauf von jetzt ab jeden Zeitpunkt als einen für Deutschland günstigen zum Beginn des Streits betrachten? Oder sollte man durch augenblickliche Nachgiebigkeit den Zeitpunkt hinausschieben, um Deutschlands Macht noch weiter anwachsen zu lassen?

Am 26. Februar 1870 schrieb König Wilhelm an Bismarck: „Die Einlage fällt mir wie ein Blitz aus heiterer Luft auf den Leib! Wieder ein Hohenzollernscher Kron-

Abb. 45. Graf Helmuth v. Moltke, 1800—1891.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

kandidat, und zwar für Spanien. Ich ahndete kein Wort und spaßte neulich mit dem Erbprinzen (Erbprinz Leopold von Hohenzollern) über die frühere Nennung seines Namens und beide (König Wilhelm und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm) verwarfen die Idee unter gleichem Spaß! Da Sie vom Fürsten Details erhalten haben, so müssen wir konferieren, obgleich ich von Haus gegen die Sache bin."

Die Thronkandidatur des Hohenzollern scheint dann zunächst wieder in den Hintergrund getreten zu sein. Für Wilhelm war es jedenfalls eine neue Überraschung, als zu Ende des Monats Mai 1870 nochmals die Sache von sich reden machte. Und zwar in veränderter Form. Bis jetzt hatte sich der für den Thron in Aussicht genommene Erbprinz Leopold wie auch dessen Vater Karl Anton mit König Wilhelm im

Digitized by Google

Einverständnis befunden und den Antrag der spanischen Königsucher abgewiesen. Jetzt, im Mai 1870, schien es, als würde der Antrag mit einem „Ja“ beantwortet. Was war in der Zwischenzeit vorgegangen? Lag persönlicher Ehrgeiz des Erbprinzen und seines Vaters vor? Hatte Bismarck vorwärts geschoben in der Hoffnung, einstmals durch deutschen Einfluß einen Rückhalt an Spanien gegen Frankreich zu erhalten? Denn als ein Schachzug gegen Frankreich stellte sich ja die ganze Unternehmung dar. Deshalb war sie von Anfang an im tiefsten Geheimnis betrieben worden. Endlich, am 21. Juni 1870 gab König Wilhelm zu verstehen, daß er nichts mehr gegen die Annahme der Thronkandidatur des jungen Hohenzollern habe, daß er sie geschehen lassen wolle.

Und nun ereignete es sich, daß irgendein Zwischenfall das im verborgenen betriebene Geschäft dem französischen Gesandten in Madrid enthüllte. Sofort entflammten Presse und Volk von Paris, von ganz Frankreich in leidenschaftlichem Zorn. Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag machte man sich mehr mit dem augenblicklich zu unternehmenden Krieg gegen Preußen vertraut. Am 8. Juli schrieb der Moniteur: „Seit vier Jahren treibt Preußen Mißbrauch mit der Geduld Frankreichs und Europas, jetzt hat es sein Maß überschritten. Die Frage muß erweitert werden, und heute wird der Verzicht des Prinzen auf seine Thronkandidatur nicht mehr genügen; das wenigste, was wir verlangen müssen und was uns heute befriedigen kann, wäre die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, die zum Süden gehört, das Aufgeben jedes militärischen Einflusses südlich vom Main.“ —

Die, welche sich bemüht zeigen, jeden Anlaß zum Krieg und den Krieg selbst von den armen, gequälten Menschenkindern fernzuhalten, eine dauernde Glückseligkeit durch einen ewigen, verbürgten Frieden festzustellen, pflegen sich an Herz, an Kopf und rechnenden Verstand der Menschen zu wenden, um klar zu machen, wieviel Geld und Arbeit, Schweiß und Blut erspart und anderen edleren Aufgaben zugeführt werden könnte. So reden sie zu Herz und Kopf; aber eine nicht einzuschätzende gewaltige Macht im Menschen haben sie dabei vergessen, — die Phantasie. Sie ist es, die mit einem einzigen Schlag durch entzückende Zukunftsbilder bezaubert, die jedoch eben so schnell in jähen Schrecken setzt, die Zukunft mit den düstersten Farben malt und eben damit in die Menschenherzen den Entschluß jagt, mit gewaffneter Hand dem Gegner zuvorzukommen. Preußischer Verrat, hieß es jetzt jenseits des Rheins, sei es, der Frankreich mit Untergang bedrohe, der es von vorne und von rückwärts zu fassen suche; zum Rheine solle man wieder ziehen nach dem Vorbild der Väter, und Rache an dem Preußenkönig nehmen in seiner Hauptstadt Berlin.

Napoleon III. mochte alle diese Jahre hindurch schwer getragen haben an dem Bewußtsein, daß er seinen Franzosen eine Genugtuung schuldig sei, daß er irgendwie die preußische Anmaßung zu dämpfen habe. Nach blutigen Lorbeeren sehnte er sich eigentlich nicht, überall erschien er mehr als der Mann des Hinausschiebens, des Ausgleichens; aber jetzt mußte er mit tun, er mochte wollen oder nicht. Schon am 6. Juli fand seine Regierung Gelegenheit, durch den Minister des Auswärtigen in der Nationalversammlung zu versichern, daß die preußische Thronkandidatur zurückgezogen werden müsse, sonst sei die Regierung Frankreichs gezwungen, ihre Pflicht zu tun ohne Zaudern und ohne Schwäche.

Das alles konnte in Berlin, in ganz Deutschland nicht mißverstanden werden. Längst wußte man, daß diese Spannung irgend einmal durch den Krieg gelöst werden müsse. Immer wieder mußte man sich fragen: War denn jetzt der Augenblick für Deutschland günstig genug, um den Handschuh aufzuheben? Hatte nicht Frankreich seine Kriegsrüstung in den letzten Jahren merklich gedehnt und sich Genossen für den kommenden Waffengang gewonnen?

Wie die ganze Persönlichkeit Wilhelms für die Zeit schon jetzt in die Ferne zu wirken begann, so schrieb man namentlich der von ihm in die Wege geleiteten Heeresreorganisation, der strafferen Anspannung allgemeiner Wehrpflicht, Wunderkräfte zu. Der Militärbevollmächtigte bei der französischen Gesandtschaft in Berlin, Oberst Stoffel, ist wohl der erste gewesen, der richtig erkannte, welche geheimen Kräfte dem Wehrwesen in Preußen innewohnen, der zugleich seinem Kaiser getreuen Bericht darüber erstattete.

Digitized by Google

Durch ihr System werde die preußische Armee zu einem außerordentlich tüchtigen Kriegsinstrument, durch Meisterhände voll Geist, Wissen und Tatkraft gehandhabt. Nichts, weder in der Truppenführung noch in der Verwaltung bleibe dem Zufall überlassen, alles sei vorgedacht und genau berechnet. — Der Krieg war schon durchgekämpft, als Kaiser Wilhelm aus Versailles vom 4. März 1871 an Augusta schrieb: „Die sehr merkwürdigen und völlig richtigen Berichte Stoffels stellen ihn in ein sehr günstiges Licht. Der Kriegsminister Leboeuf hat auf Befragen, ob denn Stoffel nicht über den Zustand unserer Armee berichtet habe, geantwortet: Croyez-vous que je lise des bêtises pareilles? Mehr braucht man nicht zu hören, um den Übermut der Franzosen zu würdigen."

Einstmals glaubten die europäischen Mächte die Formen nachahmen zu müssen, unter denen sich der von Friedrich dem Großen über seine Armee ausgegossene Geist verbarg. Jetzt, seit dem Jahr 1868 leitete auch Österreich die Einrichtung allgemeiner persönlicher Wehrpflicht in seinen Staaten ein. Nach den Berichten Stoffels hatte auch der Kaiser der Franzosen sich auf dem richtigen Weg zu befinden geglaubt, wenn er vorschlug, der französischen Armee den Kräftezuschuß zu sichern, der aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgehe. Da erhoben aber alle diejenigen ihre Stimme, welchen daran gelegen war, dem reichen Bürgertum sein Vorrecht und damit seine gute Laune zu erhalten. Es diente ja nur derjenige mit seiner Person, der keinen Stellvertreter zu zahlen vermochte. Dabei blieb es. Man begnügte sich in dem neuen von Marschall Niel aufgestellten Heeresgesetz, die mobile Nationalgarde als eine Art Reserve der Feldarmee aufzustellen. Etwas mußte ja dem preußischen Vorgang gegenüber geschehen, und nun hatte man wenigstens die Möglichkeit geschaffen, mit riesigen Zahlen um sich werfen zu können. Im übrigen aber beharrte man bei der in Frankreich hergebrachten Annahme, daß der Krieg selbst sich eine Armee von der alten französischen Überlegenheit schaffen werde.

Es ist richtig und in Berlin erhielt man auch davon Kunde: Frankreich und Österreich, auch Italien stecken die Köpfe zusammen schon seit 1867; man munkelte von Waffengemeinschaft und gegenseitiger Unterstützung im nächsten Krieg. Heute wissen wir, daß man von einem solchen Krieg zu reden pflegte als von einer Notwendigkeit, die ungefähr ins Jahr 1870, längstens 1871 zu setzen sei; wir wissen auch, daß sich zwischen Österreich und Frankreich eine für letzteres ziemlich lästige Bundesgenossenschaft herausgestaltete, die sich namentlich auf den Fall einer Reihe zwingender französischer Erfolge aufbaute; auch davon haben wir Kunde, daß Erzherzog Albrecht militärische Dilettanten in Paris glauben machte, das preußische Mobilmachungswerk werde wie im Jahr 1866 (damals in Wirklichkeit durch politische Schwankungen veranlaßt) mit schwerfälliger Langsamkeit arbeiten und der französischen Raschheit nicht gewachsen sein. —

Gut; in Paris hatte sich also während des ersten Drittels vom Monat Juli 1870 der Wille der Regierung mit der leidenschaftlichen Erregung des Volks verbunden. Insbesondere der Leiter der auswärtigen Politik, Herzog von Gramont, griff nach den vorgeblichen dynastischen Intrigen als nach einem Kriegsvorwand, wie er geschickter für Frankreich und seine Gefühle nicht kommen konnte. Damit der Vorwand nicht entschlüpfe oder sich in seiner nationalen Schärfe abschwäche, trieb er mit unschicklicher Hast vorwärts, dem Kriegsausbruch zu; schon wurden einzelne Truppenteile mobil gemacht. Es war nicht anders: mit einer Art moralischer Entrüstung zeigte Frankreich vor aller Welt auf dieses Preußen, das ein argloses Spanien hatte ansnützen wollen, um in ganz Europa die Dinge auf den Kopf zu stellen. *Rückzug mit genügender Entschuldigung oder augenblicklicher Krieg!* dahin ging der französische Entscheid.

Die Lage war in diesen Sommertagen die: in Paris befand sich der ganze Regierungsapparat beisammen, der Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, Ollivier, der Kriegsminister Leboeuf, Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie, alle, wenn man vielleicht die Person des Kaisers ausnimmt, fest entschlossen, eine vor Europa sich vollziehende Demütigung des Preußenkönigs zu erlangen oder unverzüglich zum Schwert zu greifen. — In Berlin saßen nur der Kriegsminister v. Roon, der Chef des Großen Generalstabes v. Moltke und der Stellvertreter für das auswärtige Amt. König Wilhelm

Digitized by Google

befand sich zur Kur in Ems; Königin Augusta in Koblenz; Bismarck im Urlaub auf seinem Gut Varzin in Pommern, der französische Botschafter für Berlin in Wildbad. — In Paris konnte man stets mit vereinter Kraft unter persönlicher Begegnung und mündlicher Aussprache arbeiten; bei den Spitzen der preußischen Regierung schlich jede Kunde, jede Anfrage wegen der großen Entfernungen ziemlich langsam hin und her. Daß man in Paris mit natio-

Abb. 46. Albrecht v. Roon, 1803—1879.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

naler Zuspitzung aus Familienabmachungen einen Kriegsfall herausdestilliere und damit auf sofortigen Krieg hinarbeite, das durchschaute im preußischen Lager wohl nur Bismarcks scharfes Auge; aber selbst Bismarck mag an eine überstürzende Entwicklung zum Kriegsausbruch vorerst nicht gedacht haben. König Wilhelm seinerseits faßte die Lage lediglich von seinem Standpunkt als Hohenzollernsches Familienhaupt auf, als welches er im vorliegenden Fall fast gegen seinen Willen ein Geschehenlassen zugebilligt hatte, das er ebensogut zurücknehmen konnte; als König von Preußen, als Haupt des Norddeutschen

Digitized by Google

Bundes fühlte er sich überhaupt in keiner Weise beteiligt. Noch am 7. Juli schreibt er an die Königin Augusta: „Gegen Preußen kann Frankreich doch keinen Krieg machen mit Recht, weil aus einer fürstlichen Nebenlinie des preußischen Königshauses Spanien sich einen König aussucht."

Nach seiner Auffassung ist die verwirrende Familienangelegenheit erledigt und der Gesamtlage jeder Stachel genommen, als er dem Verzicht des Erbprinzen Leopold und des Vaters Karl Anton auf die spanische Kronkandidatur seine Zustimmung als Familienhaupt gibt und dies Resultat am 13. Juli dem französischen Botschafter Benedetti, der auf Geheiß seiner Regierung von Wildbad nach Ems gekommen war, mitteilt. „Mir ist ein Stein vom Herzen," hatte er am 12. an Augusta geschrieben. Mit ganz sicheren Schritten war Wilhelm seinen Weg gegangen, ohne den Regierungsapparat in Tätigkeit zu setzen.

Der Umstand nun, daß Bismarck am 12. Juli von Varzin nach Berlin reiste, auch hier im Mittelpunkt des Reichs mit Roon und Moltke verblieb, scheint darauf zu deuten, daß er jetzt über die französischen Kriegsabsichten zu voller Klarheit gekommen war. Er unterließ es, trotzdem er dazu Befehl hatte, nach Ems weiterzureisen. Wollte er die persönliche Berührung mit dem für seine Auffassung allzu friedlichen König vermeiden?

In Paris genügte das nicht, was man in diesen Tagen erfahren hatte, der Verzicht auf die spanische Thronkandidatur unter Zustimmung des Hohenzollernschen Familienhaupts, um einen Triumph Frankreichs, eine Demütigung Preußens daraus herzuleiten. Als König von Preußen hatte ja Wilhelm noch gar nicht gesprochen; die preußische Regierung hatte sich gar nicht vernehmen lassen. Dem mußte abgeholfen werden: eine persönliche Demütigung des Königs von Preußen mußte vorliegen oder der Krieg war da. Demgemäß erhielt Benedetti in Ems neue Weisung von seiner Regierung: König Wilhelm solle ein für alle Zukunft bindendes Versprechen geben, daß niemals wieder eine Hohenzollernsche Kandidatur zugelassen werde.

Erst jetzt scheint Wilhelm, der mit Abeken in Ems isoliert dastand, zum vollen Bewußtsein dessen gekommen zu sein, wohin man ihn treiben wolle, in welcher Weise man seine gewissenhafte Friedfertigkeit auszubeuten suche. — Solange der Weltkampf zwischen Deutschland und Frankreich im Andenken der Menschenkinder leben wird, solange wird auch der Kampf in der Seele Wilhelms unvergessen bleiben, als in diesen Emser Tagen, von Stunde zu Stunde wachsend, das Bewußtsein in ihm zum Leben erwacht: der Würfel muß fallen und rollen; wird aus seinem Rollen nicht unendliches Mißgeschick des Menschengeschlechtes, wird aus ihm zum Schlusse zugleich des deutschen und preußischen Vaterlandes Ruhm und Ehre, Gedeihen und Wohlfahrt hervorgehen? Oftmals sind ja die äußeren Vorgänge dargestellt worden; Anhaltspunkte, die inneren zu zeichnen, sind nicht genug vorhanden. Weder für Wilhelms von unbedingter Friedfertigkeit allmählich ablenkende Schritte, noch für Bismarcks Fortschreiten zum Glauben an den unvermeidlichen Krieg.

Abb. 47. General v. Steinmetz, 1796—1877.

Was König Wilhelm in Ems den neuen Zumutungen gegenüber tat, das mußte er tun; den französischen Botschafter an die Absage des jungen Hohen-

Digitized by Google

zollern erinnern und ihm sagen lassen, daß er ihm sonst nichts mehr mitzuteilen habe. Wer vermochte denn eine Grenze zu schaffen für neue Forderungen Frankreichs? In der Tat, schon die nächste Stunde erhöhte die Empörung des Königs: ein Entschuldigungsbrief wegen aller in letzter Zeit getanen Schritte wurde verlangt. „Ich soll also," schrieb Wilhelm am 13. Juli an Augusta, „als reuiger Sünder vor der Welt auftreten in einer Sache, die ich gar nicht angeregt, geführt oder geleitet habe." — — „Leider muß aus diesen unbegreiflichen Procédés geschlossen werden, daß sie nous coûte que coûte herausfordern wollen, und daß der Kaiser malgré lui von seinen unerfahrenen faiseurs überflügelt ist."

Abb. 48. General v. Manteuffel, 1809—1885. Gemälde von H. v. Angeli. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Zweifellos hat Wilhelm den Leiter seiner auswärtigen Politik, den Kanzler des Norddeutschen Bundes, Bismarck, auch bisher von allen seinen getanen Schritten auf dem laufenden erhalten; wenn man sich das vorhält, könnte man fragen: warum kam denn der Kanzler nicht selbst für einen Tag etwa nach Ems? Hielt er sich für unentbehrlicher in Berlin? Oder fürchtete er, sein Dazwischentreten könnte den Bruch mit dem aufdringlichen Franzosen beschleunigen, unheilbar machen? — Dem sei, wie ihm wolle: am Nachmittag des 13. Juli ließ Wilhelm dem Kanzler die Absage an Benedetti mitteilen unter dem Anheimgeben, „diese Zurückweisung sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitzuteilen". Nach Wilhelms Auffassung sollte die letztere Maßregel als eine Art von erster Abwehr des französischen Angriffs dienen. Die ganze Welt sollte erfahren, wie der König in seinem innersten Fühlen verletzt worden sei, wie er den Schlag parierte.

In Preußen und Deutschland war man seither weit entfernt gewesen, sich mit dem Gedanken an Krieg so vertraut zu machen, wie in Frankreich, absonderlich in Paris. Das aber fühlte man, daß frivolem Schimpf gegenüber König Wilhelm bis zur äußersten Grenze der Langmut gegangen sei. Die drei Männer in Berlin vollends, Bismarck,

Digitized by Google

Roon und Moltke, verhehlten ihren Unwillen über so viel Nachgiebigkeit keineswegs. Nicht so klar vermochte das Volksgemüt zu sehen; etwas ihm Verwandtes erblickte es in Wilhelms friedfertiger Gesinnung, etwas Verwandtes aber auch in der Schärfe, die er für notwendig hielt, um zudringliche Beleidiger abzuweisen. Wenn es zum Kriege kam, so mußten die Urteilsfähigen in der ganzen Welt in diesem Staatsoberhaupt mit seiner Langmut, mit dem zarten Herausfühlen der Grenzen dieser Langmut, Eigenschaften, die ihn zum rechten Vertreter des deutschen Gemüts machten, sie alle mußten in ihm und zugleich im deutschen Volk die zum Kampf Gezwungenen erblicken. —

Am Abend des 13. Juli sitzen in Berlin drei Männer um den Beratungstisch: Bismarck, Roon und Moltke. Der Jüngste von ihnen hat die Vollkreise des Mannes schon um etwas überschritten, die zwei anderen stehen dem Greisenalter nahe, alle aber bringen mit sich einen ganzen Strom frischer Luft, alle sind voll Selbstvertrauen und Herzhaftigkeit. Da liegt vor ihnen die Depesche des Königs aus Ems, die bestimmt ist, in die Welt hinauszugehen. Hinausgehen sollte sie, damit waren die drei einverstanden; die Ausführungen des Königs in die geeignete kurze Form zu bringen, ohne den Sinn zu alterieren, das blieb Sorge des Kanzlers.

Als in der Nacht vom 13. zum 14. Juli die von Bismarck redigierte Emser Depesche in die Welt hinausgegangen war, gab es am Morgen des 14. Juli unter den von der Kunde Betroffenen zwei in besonderem Maße jählings Überraschte. König Wilhelm, hervorgegangen aus jenen bescheidenen Jahrzehnten, in die seine Jahre der Jugend und des ersten Mannesalters fielen, hätte sich wohl höchst befriedigt mit einem Leben abgefunden, gesegnet und bekrönt von den gegen Österreich erkämpften Erfolgen, von dem Einführen des vergrößerten Preußenlandes als einer ebenbürtigen Großmacht, von dem Schaffen der vielversprechenden Anfänge deutscher Einheit. Er hätte nicht mehr verlangt. Jetzt am Morgen des 14. Juli, als er Bismarcks Emser Depesche las und nochmals las, da rangen sich die Worte von seinen Lippen: „Das ist der Krieg!“ — Kaiser Napoleon III., umgeben wohl von einzelnen tüchtigen Staatsmännern und Generalen, aber doch zumeist lebend inmitten von Schwachköpfen und bramarbasierenden Eisenfressern, von Speichelleckern und gewissenlosen Frömmlern, hatte wohl nie in vollem Maße an die Unaussweichlichkeit des Kriegs geglaubt. Ja, den Grimmigen spielte er, und in dem Bewußtsein, daß er zum mindesten eine Abschlagszahlung seinen Franzosen schulde, arbeitete er in fortgesetzten Angriffen auf eine Demütigung Preußens hin, das seine Schiedsrichterrolle für Europa nicht mehr recht anzuerkennen sich willens zeigte. Bis jetzt konnte er ja zufrieden sein; König Wilhelm — wenn er auch behauptete, das geschehe nur als Hohenzollernsches Familienhaupt, nicht als Herrscher Preußens — hatte sich ungemein nachgiebig gezeigt; einen ersten Erfolg konnte man jetzt schon vor Europa zeigen; Aussicht auf weitere mochte ein europäischer Kongreß bieten. Aus allen Himmeln mag Napoleon gefallen sein, als er mit ganz Paris und Frankreich diesen kalten, kurz zusammengedrängten Worten entnahm: auf den plumpen, mit unschicklicher Hast durchgeführten Angriff Frankreichs antwortet Preußen mit einem Gegenstoß — jetzt will Preußen den Krieg, und zwar will es ihn ohne jeglichen Verzug in diesem Augenblick.

Am 14. Juli schrieb Wilhelm an Augusta: „Die Aufregung hier und in Süddeutschland wächst so, daß wir eine Frage in Paris stellen müssen und die Negotiation in Berlin anweisen und nicht die Promenadenunterhaltungen mit Benedetti fortsetzen können, und werde ich deshalb meine Kur abbrechen und morgen früh nach Berlin abgehen, da meine Anwesenheit im Zentrum durchaus nötig ist. Vielleicht läßt sich noch eine Vermittlung auffinden — —“

Über die Widersprüche, die noch in den Herrschern wohnten, waren die uralten, historischen Gegensätze längst hinausgewachsen; mit aller Leidenschaft drängte Frankreich auf die Hauptabrechnung hin. Schon in der Nacht vom 14. zum 15. Juli war in Paris der Krieg beschlossen.

Der 15. Juli brachte den König aus Ems zurück nach Berlin in die Mitte seiner Staatsmänner und Heerführer. Auf dem ganzen Wege mag sich Wilhelms Seele erquickt haben an den entschlossenen Mienen und Zurufen der Männer, die auf den Halte-

Digitized by Google

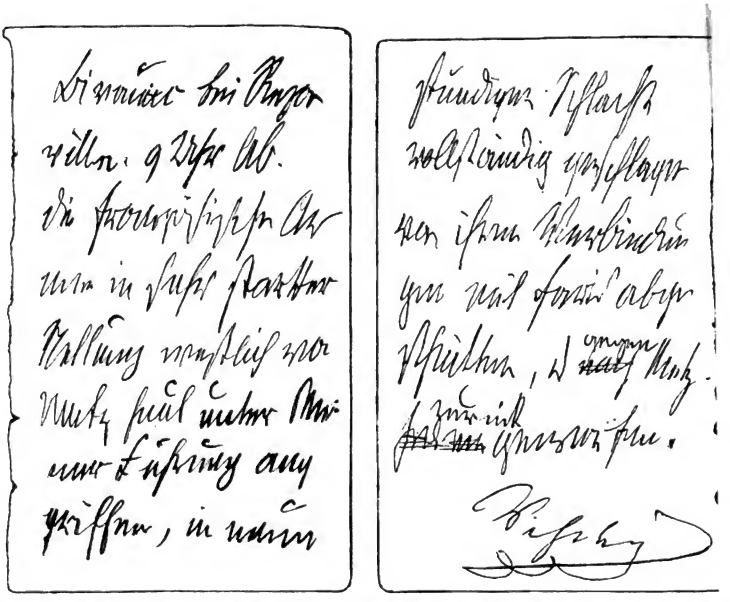


Abb. 49. Die Siegesdepesche von Gravelotte an J. M. die Königin, von König Wilhelm dem Grafen Bismarck di niedergeschrieben und vom König eigenhändig unterzeichnet im Biwak bei Rezonville am 18. August 1870, 9

(Bemerkenswert die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster Wortlaut „nach Metz hineingeworfen" durch

Digitized by Google

stellen seinen Wagen umstanden. „Meine Reise," schreibt er, „glich einem Triumphzug, ich habe so etwas nicht geahnt, nicht für möglich gehalten." — Und jetzt vermochte er, der in diesen Tagen isoliert, nur auf sein eigenes Empfinden und Überlegen angewiesen, dem Ansturm einer Welt standgehalten, jetzt vermochte er die Hände derjenigen zu ergreifen, die sich schon als treue Helfer erprobt hatten. Weiter und weiter mußte sich der Gedanke an die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs zurückdrängen. Zunächst mochte die Größe der Verantwortung schrecken. Aber wußte man denn nicht längst, irgend einmal werde die unausweichliche Notwendigkeit herantreten, das Recht des Deutschtums vor dem eifersüchtigen Nachbar nachzuweisen, aus jeder Art von Bevormundung sich herauszuarbeiten? Hieß das Treue gegen die übernommene Aufgabe, wenn man sich jetzt von dem halbvollendeten Bau der deutschen Einheit wegscheuchen ließ? War es nicht einfache Mannespflicht, auf die frivole Herausforderung in würdiger Weise zu antworten? Mußte nicht die Stunde von heute für den Kriegsbeginn günstiger erscheinen, als eine spätere, durch Zaghaftigkeit hinausgezögerte, in der durch die Länge der Zeit die gegen Preußen geplante Kriegsverschwörung festere Gestalt angenommen hatte? In der Nacht vom 15. zum 16. Juli entschieden sich die im Königsschloß in Berlin versammelten Männer für den Krieg.

Schweigen legte sich auf alles deutsche Land. Und wieder schienen sich Volk und oberster Bundesfeldherr zu gleichen; nur langsam hatten sich beide in den Kriegsgedanken hineingelebt; sobald sie aber von der Unausweichlichkeit überzeugt waren, machten sie ihn sich mit aller Entschiedenheit zu eigen. Mit Anspannung jeder Faser, mit ernstester Willenskraft, mit Liebe und jeder Art von Opferwilligkeit gaben sie sich dem Kriege hin. — Das war eine andere Stimmung als im Jahre 1866, wo diese, jene Partei den Krieg glaubte mißbilligen zu müssen, wo einzelne nur mit halbem Willen zu ihrer Pflicht eilten, wo das Wort „Bruderkrieg" die wahre Begeisterung dämpfte. Wer jetzt, in diesen Sommertagen zu Mitte Juli 1870, als Kundiger diesen ruhigen Pulsschlag des Volks und seiner Führer fühlte, das dumpfe Grollen in der Tiefe, das Schweigen nach außen, der mußte erkennen, daß aus der Mitte dieses deutschen Volkes heraus eine Schwerterhebung stattfand, die in das richtige Verhältnis sich stellte zu der frivolen Art der Herausforderung, welche nur die Wahl ließ zwischen zwei Dingen: entweder Krieg oder Verzicht auf den Namen eines sich selbst und seiner Aufgabe treuen Volkes. Über den Rhein herüber fuhr in diese Stille das wilde, von ganz Frankreich erhobene Kriegsgeheul; man sah das Rennen und Jagen, dem die Besonnenen vergeblich ruhige Bahnen anzuweisen strebten, man hörte, wie dort die Phantasie sich kitzelte durch blutige Bilder, durch Schimpf auf Schimpf, angetan den Heiligtümern der Deutschen, ihrem Herd und ihren Frauen.

„Der 16. Juli erster Mobilmachungstag", so lautete die für alle deutschen Staaten aus Berlin kommende Entscheidung. Und nun begann gleicherweise im Norden wie im Süden Deutschlands sich die Arbeit des Mobilmachungswerks zu vollziehen. Stunde um Stunde, Tag für Tag gleich sorgfältig bemessen. Nicht jedes Rad in dieser rastlos und mit peinlicher Gleichmäßigkeit arbeitenden Maschine hatte Wilhelm eingesetzt, aber das Ganze war nach seinen Angaben, nach seinem für richtig erkannten Maßstab hergestellt worden von dem Tage an, da er als Prinzregent eine entscheidende Stimme sich gewonnen hatte. Und nun war erstmals wieder erreicht, was seit den Tagen nach der Leipziger Völkerschlacht nicht mehr gesehen worden war: ganz Deutschland arbeitete an einem gemeinschaftlichen Werk, einem gemeinschaftlichen Ziele zu, in einmütigem Geist. Ausgelöscht schien aus dem Gedächtnis die ganze zwischenliegende Zeit mit ihrer Schlaffkraft, ihrem Hader, ihrer endlosen Begriffsverwirrung. Noch ein weiteres Neues aber offenbarte dies Mobilisierungswerk: das Einverständnis der militärischen Leiter mit einem aufopfernden Beamtentum. Nur solchem Zusammenarbeiten konnten ein rascher Abschluß und die tadellosefte Vollkommenheit des Werks gelingen. Und über dem allem stand, als oberste Macht weithin strahlend und auch die dunkelsten Winkel erhellend, die Einmütigkeit des deutschen Volkes; von der Stunde der Gefahr an gab es auf deutschem Boden vom König an nur noch Diener des Gemeinwohls, deutsche

Digitized by Google

Bürger. — „Sprecht nicht von gestern! Zwischen gestern und heute sind zehn Jahre verflossen!“

Am 31. Juli war König Wilhelm mit dem großen Hauptquartier zur Armee abgegangen; die vordersten Truppenteile begannen die Grenze Frankreichs zu überschreiten; die Angriffsstöße der Deutschen gegen die verschiedenen Verteidigungsposten der Franzosen im unteren Elsaß und in Lothringen begannen. Alle durch die Heeresorganisation und den Mobilmachungsplan vorgedachten Taten hatten hier ein Ende erreicht; als Gesetz für alles weitere Handeln erschienen jetzt die über das Tun des Feindes einlaufenden Nachrichten zusammengehalten mit dem eigenen Operationsplan. Alle diese gesetzgebenden Faktoren wirken und dabei doch auf dem ganzen Kriegsschauplatz und bei allen Führern der Heere Einmütigkeit und Gleichmäßigkeit in der Auffassung der jedesmaligen Lage walten zu lassen, darin mußte das große Hauptquartier seine Aufgabe erblicken; die Geschicklichkeit und Kühnheit des Generalstabschefs Moltke, die überragende Persönlichkeit und der starke Wille des königlichen Oberbefehlshabers mußten hier zusammenarbeiten, um das vielgestaltige und schwer zu handhabende Instrument, das die beiden im Bund mit Roon geschaffen, zur vollen Entfaltung seiner überlegenen Kraft zu bringen.

Durch eine einzige Entscheidungsschlacht sind nur wenige große Feldzüge entschieden worden. Zu ihnen gehören die von 1859 und 1866; ihnen reiht sich in gewissem Sinne an der Krieg, in den jetzt Deutschland gegen Frankreich eingetreten war. Als am Abend des 6. August die eine französische Armee, gerade die mit besonderem Stolz betrachtete Armee Mac Mahons, vom Schlachtfeld bei Wörth haltlos zurückzufluten begann, als ratlos die Lenker der Geschicke Frankreichs, verblüfft die europäischen Zuschauer solcher Katastrophe gegenüberstanden, da schien es, als ob gerade diese Schlacht von Wörth durch die Herabstimmung der Gemüter auf der einen Seite, durch die Erhebung der Seelen auf der anderen als die wahre Entscheidungsschlacht gelten müsse. Überall weichen die französischen Heere auf Metz, auf Chalons mit der allgemeinen Richtung gegen Paris zurück. In wohlgeordneten Märschen rücken die Deutschen nach. Wie ein unheimlicher Spuk mag dem französischen Landmann, dem Bewohner der Dörfer und Städte das Durchfluten der deutschen Truppen erschienen sein, dieser systematische Zuzug, dies Vorwärtswälzen regelmäßig wie ein Uhrwerk, dies unerbittliche Hineinschreiten ins alte Frankreich; — alle diese kalt entschlossenen und doch von warmer Begeisterung getragenen Männerscharen, Rächer des früheren Elends, Rächer zugleich der neuerdings, erst vor wenigen Tagen zugedachten Demütigungen.

Vom 12. August schreibt ein englischer Berichterstatter: „Die Truppenbewegung hört bei den Deutschen keinen Augenblick auf, obwohl niemand erfährt, wohin sie gehen, und mit ihnen kommt die Feldpost und die Feldtelegraphie. Ein vollkommeneres Operationssystem kann man sich nicht denken.“ Und ein anderer, dem Deutschtum wohlgeneigter Engländer läßt sich so vernehmen: „Wir haben alle geglaubt, daß Preußens und Deutschlands Sache eine gute sei, und ich selbst habe immer die besten Hoffnungen für sie gehabt, aber dieser plötzliche Erfolg raubt einem förmlich den Atem. Der Tag von Wörth erschien so ruhmreich für Deutschland, weil er ebensowohl ein Triumph der geduldigen Vorbereitung, wie der hohen Tapferkeit der deutschen Truppen war.“

Vorbildlich ist Wörth für den ganzen Gang des Kriegs geworden dadurch, daß der selbständige Entschluß der einzelnen Truppenführer, wenn er auch im großen den allgemeinen Plan einhält, doch in der Wahl der Wege und der Zeit für Augenblicke von der Leitung abweicht und deren Anordnungen verschiebt. Wieder zeigt es sich, daß die deutsche Oberleitung kein Zusammenwachsen kriegstüchtiger Truppenteile, kein Ausströmen kriegerischen Geistes durch den Krieg selbst erwartete; nein, Ausbildungsdienst auf dem heimischen Boden und blutiger Ernst fließen bei ihr ineinander; kriegerische Meisterschaft soll nicht erst im Kriege selbst erworben, nein, von der Friedenszeit, von der Heimat her mitgebracht werden. Darin gipfelt gerade das von Wilhelm und seinen Fachmännern so zäh verteidigte System.

Napoleonstag 15. August! Die Kämpfe um Metz beginnen, der Kronprinz zieht in Luneville ein; schon haben die Deutschen den Moselfluß erreicht. Einen Monat

Digitized by Google

Norddeutsche Geb. ..... Thlr. ..... Sgr.
Vereins- " ..... " ..... "
Ausländische " ..... " ..... "
..... " ..... " ..... "
Summa ..... Thlr. ..... Sgr.
Angenommen durch .....

Telegraphie
des
Norddeutschen Bundes.

Für Preuß. ohne Domaine

Berlin Befördert
den 9.19 1870 Uhr M.
an ..... in Ltg.
durch .....

Berlin ~~von Berlin.~~ Sedan ohne Vermerk № 1, W. 1/9 1870 Uhr Min.

Der Königin Augusta in Berlin
Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1.9.70 7½ Uhr
Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen
u. der Kaiser Napoleon hat mir seine Dienste
angeboten. Ich habe sie angenommen u. verlange
die Capitulation der Armee als Fortsetzung
Gott hat uns sichtlich gesegnet!

Lit. B. № 11. Berlin.

Abb. 50. Depesche König Wilhelms an die Königin Augusta vom Schlachtfelde vor Sedan am 1. September 1870.
Faksimile des Originals.

Digitized by Google

Aufschrift des Depeschenumschlags.

№ 1 Domchery

Telegraphische Depesche

K. PR. ARMEE-POST-AMT 3. ARMEE. 39

An die Telegraphen-Station
der 4ten Inf.-Abtheilung

in

Ter Relais zu
befördern

~~Berlin.~~

Varennes

Digitized by Google

Abb. 51. General Reille überbringt bei Sedan am Abend des 1. September 1870 dem König Wilhelm Napoleons Brief.
Gemälde von Anton v. Werner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

vorher hatte das Volk von Berlin seinen aus Ems zurückkehrenden König empfangen und in der darauffolgenden Nacht war die Mobilmachung beschlossen worden. Heute ist Napoleonstag; aber ohne Siegerglanz schleicht heute das Kaisertum Napoleons III. im Gewand des Allianzenbettlers herum und keiner will Gehör schenken; statt des Festkleides trauert Paris in Sack und Asche; voll Angst und Sorge lauscht Frankreich dem Donnerschritt der deutschen Heere und keiner ruft: „Vive l'empereur!“

Kaiser Napoleon III. war schon am 28. Juli, als man in Frankreich den 14., in Deutschland den 13. Mobilmachungstag zählte, zu seiner sich bei Metz sammelnden Hauptarmee abgegangen und hatte dem Namen nach den Oberbefehl übernommen. Er war nichts weniger als ein kundiger Soldat oder gar Truppenführer; klug kombinierend mochte er wohl einiges ahnen, aber stets blieb er angewiesen auf seine militärische Umgebung, auf die Ansichten seiner kommandierenden Generale. Ja, nach den ersten Mißerfolgen begann der Mann, der sich nicht mehr nach Paris zurückgetraute, überall auf Nichtbeachtung zu stoßen und eine klägliche Rolle zu spielen.

Wie die Armeen vorwärts rückten, so folgte als der belebende Geist des Ganzen das große Hauptquartier mit dem König an der Spitze nach. Da saß denn Wilhelm in seinem oft gar bescheidenen Quartier, den Zirkel in der Hand über seinen Karten; er rechnete und rechnete, maß und maß, um die ihm zur Genehmigung vorgelegten Pläne zu prüfen, mit aller Sorgfalt darüber wachend, daß in der Kräfteberechnung Stetigkeit eingehalten werde, daß alles Übertriebene, Sprunghafte, Bedenkliche vermieden werde, daß immer eine Armee die andere unterstütze, daß alle in innerlichem Zusammenhange weiterschreiten, daß nirgends Mißmut oder Eifersucht aufkomme.

Am 18. August war er es, der den zähen Angriffsmut der Seinigen durch eigenes Beispiel aufrecht erhielt; hoch stand er später über der Auffassung seiner Fachmänner, welche außerordentlich viel Neigung an den Tag legten, die militärischen Schöpfungen der Republik, als der Bonapartismus schon am Boden lag, zu mißachten, mit der Überlegenheit des Berufssoldaten auf sie herabzublicken. Am wohlsten war es ihm inmitten seiner Soldaten; mit ihnen jubelte er der Kunde vom erfochtenen Siege zu, mit ihnen schritt er trauernd an denen vorüber, die für das Vaterland den Heldentod gestorben. — Aller Augen im Heere sowohl als im ganzen deutschen Volke waren auf König Wilhelm gerichtet. Nicht bloß als oberster Feldherr galt er dem deutschen Volke; nein, als Verkörperung des gesamten Volkstums, als sein ausgestreckter Arm, als Rächer für alle vergangene Schmach, als Gründer neuen Glanzes. An diese ehrwürdige Greisengestalt heftete sich alle Geschichtsromantik des Volkes an, sein ganzer Glaube an Vergangenheit und Zukunft. So geduldig, so mild im Urteil, von so hoher Auffassung seiner in dieser Zeit liegenden Aufgabe, so opferfähig alles an alles setzend und doch so stetig und so unverdrossen emporklimmend nach dem höchsten Ziele, so mußte der Held gestaltet sein, dem das deutsche Volk sein Herz zu schenken bereit war.

Von der beherrschenden Anhöhe von Frenois aus, im Südwesten von Sedan, vermochte Wilhelm am 1. September alle Märsche und Angriffe seiner Heere zu überblicken, das Kunstwerk von der Hand Moltkes. So erfüllte sich das Geschick des französischen Heeres und des Kaisers, der sich der Armee, in der Eigenschaft eines bloßen Begleiters, anvertraut hatte. — Solchen Sieg, wie er heute erfochten wurde, haben kaum jemals die Blätter verkündigt, auf denen die Geschichte der Menschheit geschrieben ist; — das ganze Heer sank dem Kaiser kriegsgefangen! — Welch frische Soldatenfreude über den vollen Sieg, als der König in langem Umritt alle Heeresteile besuchte und seine leuchtenden Augen an lauter Siegerblicken weidete, als er seine Dankesworte an alle richtete und das Verdienst des Tages an das Heer verteilte, an Moltke, Roon und Bismarck! Und am Nachmittag des 2. September der warmherzig fühlende, sittlich freie Mensch, der ohne Selbstüberhebung in Demut sich selbst vor dem Walten eines unerbittlichen Geschickes beugt, dem gefangenen Bonaparte gegenüber! Von der Abendtafel des Königs, der anzuwohnen auch ein englischer Berichterstatter gewürdigt wurde, schreibt dieser: „Nie sah ich ernstere und bescheidenere Männer beisammen sitzen. Kaum daß eine triumphierende Bemerkung gehört worden wäre. Dagegen lag viel Ehrwürdiges und

Digitized by Google

Abb. 52. Zuſammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schloß Bellevue bei Sedan am 2. September 1870. Gemälde von W. Camphauſen.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

Rührendes in der Art und Weiſe, mit der die Gäſte den Trinkſpruch des Kronprinzen aufnahmen: Dem Wohle Sr. Majeſtät des Königs und des Heeres!"

* * *

Schon am Tage des Triumphes hatte König Wilhelm gemeint: „Ich fürchte, dies große weltgeſchichtliche Ereignis bringt uns den Frieden nicht." Am 3. September gab er den Befehl zum Weitermarſch von Sedan nach Paris, um die Rieſenfeſtung zu umlagern; das große Hauptquartier ſamt dem König kam nach Verſailles. In höherem Maße noch als ſeither bildete jetzt Wilhelms Arbeitszimmer den Mittelpunkt für jede Art der Tätigkeit. Denn ſchon begann ſich Politik und Krieg-

Digitized by Google

führung in steigender Wichtigkeit zu mischen. Hier liefen die Nachrichten zusammen von den Kriegsschauplätzen nah und fern, wenn in verzweifelten Angriffsstößen die in Paris Eingeschlossenen aus der Umklammerung hinauszubrechen trachteten, wenn die deutschen Feldarmeen im Süden, Norden, Osten die aus dem Boden wachsenden Verteidiger des republikanischen Frankreich zurückzuweisen hatten. Hier auch kamen die Nachrichten ein über die Haltung der neutralen europäischen Staaten, über die öffentliche Meinung in Deutschland, über die Wünsche seiner Regierungen und Fürsten. Zum Vortrag jeden Morgen erschienen Moltke und Bismarck mit den Nachrichten und Tätigkeitsplänen ihres Fachs; auch den Kriegsminister Roon, den Kronprinzen und andere Herren unter den Fachmännern liebte der König über diese, über jene Frage zu hören.

Es konnte nicht fehlen, daß es abweichende, ja gegensätzliche Ansichten gab, die von diesen Männern ausgesprochen wurden, von denen jeder einzelne aufrecht genug stand. In der Mitte von allen aber der älteste, der greise König und Oberfeldherr, dessen Erhabenheit gerade darin bestand, daß er das Gewicht seiner Meinung wohl anwandte, um Einheitlichkeit, Ordnung, Zusammenhang der Tätigkeiten zu wahren, aber nicht um zu hemmen, um eine Ansicht zugunsten einer anderen ganz niederzutreten, es sei denn, wenn augenblickliche Gefahr zu vermeiden war. Und das alles zu dem Zweck, jede Art von Hastigkeit aus dem Kreise des Denkens und Handelns fern zu halten. Diese Art von seelischer Beeinflussung vermochte sich in halb unbewußter Weise zu übertragen, eine Weiterwirkung durch die ganze Armee zu finden. Ja, aus jedem Wort der Tagesbefehle und sonstigen Bekanntmachungen, die von Versailles ausgingen, fühlte sowohl der Mann in Reih und Glied wie der zu Hause sitzende deutsche Bürger die ruhigen Atemzüge, die Bedächtigkeit und volle Gelassenheit des Königs und der ihm nahe stehenden Männer heraus. In so bürgerlich einfacher, persönlich freundlicher Weise hat wohl noch niemals ein fremder siegreicher Herrscher im feindlichen Lande Hof gehalten.

Kein Zweifel ist, daß es den König tief schmerzte, untätig zusehen zu müssen, wie England trotz seiner angeblichen Neutralität wieder und wieder zugunsten Frankreichs eintrat und durch Verstärkung des Widerstands deutsches Blut forderte. Auch Bismarck stand solchem Treiben hilflos gegenüber. Auf anderem Gebiete aber schritt der große Staatsmann ordnend und ausgleichend, da hemmend, dort anstachelnd vorwärts. — Von Beginn des Krieges an stand die deutsche Frage voran. Seit dem Tage von Sedan sprach man offen von Kaiser und Reich. Besonders bei den Süddeutschen in der Armee wie in der Presse zu Hause. Welche Gestalt sollte aber die neue Ordnung der Dinge annehmen?

Man kann wohl sagen: Ihre Einheitlichkeit und Stetigkeit hat die Kriegführung wesentlich durch die Anordnungen wie durch die seelische Beeinflussung Wilhelms erhalten; in der Frage über Kaiser und Reich aber hat er sich Schritt für Schritt, ganz allmählich der Meinung seines Kanzlers genähert, sich die in der Zeit liegenden Möglichkeiten und Forderungen angeeignet. Damit ist er weit abgewichen von denen, die in ihrer Schwärmerei für das Kaisertum dessen Einheitlichkeit und Übermacht gründen wollten auf das Wegfegen alles bisher dynastisch Bestehenden; weit ab auch von denen, die eine Erneuerung des unheilvollen römisch-deutschen Kaisertums oder einen Schattenkaiser, wie nach der Idee von 1849, fürchteten. Von vornherein stand bei Wilhelm zweierlei fest: Einmal, daß es für ihn ein Opfer bedeute, wenn er dem Preußenkönig noch einen deutschen Kaiser hinzufüge, und zum andern, daß er sich auf ein derartiges Hinzufügen nur einlassen könne, wenn die Fürsten und Freien Städte Deutschlands es von ihm verlangen. Damit trennte er sich von der Auffassung seines Sohnes, des Kronprinzen, vielleicht auch von der seiner ganzen Familie, näherte sich aber den Gedankenreihen Bismarcks.

Das Kunstgebilde des Staates über Staaten stand wohl schon lange in Bismarcks Geiste fertig da, als er den Bayernkönig Ludwig II. veranlaßte, den Anstoß zu geben. Wir wissen heute, wie Bismarck die Grundlagen einer für Wilhelm gänzlich verwandelten politischen Welt vollständig hinter dem Rücken des Königs schuf, bei den deutschen Fürsten ebensowohl wie beim Norddeutschen Bund und dessen Reichstag. Dem

Digitized by Google

rein menschlich fühlenden Beobachter scheint es, als ob Wilhelm sich entschlossen habe, einen weiteren Erfolg, eine Verherrlichung und Machterweiterung anzunehmen einfach deshalb, weil dies Tun anderen Freude machte und historische Befriedigung gewährte.

Der große Umdenker, der sich in Dahlmanns deutsche Einheitsideen, in die Aufnahme eines liberalen Regierungsprogramms mit dem November 1858, in das allgemeine Stimmrecht als gesetzgebender Macht mit dem 9. April 1866 hineingefunden hatte, wurde nicht müde, auch jetzt seine Lebensarbeit fortzusetzen. Und diese Lebensarbeit hatte er wesentlich darin gefunden: Dem Geist und dem Ruf der Zeit nicht ausweichen, sich in die Zeit schicken. Und noch eine andere Betrachtung mag sich dem gerne im Selbstgespräch und in der Selbstbetrachtung vertieften Mann aufgedrängt haben, der geneigt war, in den Geistern entschlossener und hochgestellter Menschen Werkzeuge der Vorsehung zu sehen. War es denn Zufall oder eine von einem allwaltenden Gott gewollte Fügung, daß in den wenigen Jahren seiner Regierung durch das Drängen der Ereignisse sich Völkerschicksale vollzogen haben wie kaum je in so kurzer Spanne? Ist nicht gerade in dieser Zeit dem geduldigsten aller Völker, dem deutschen, sein Recht geworden? Und zwar auf wundersame Weise. — Da wird 1859 die Nationalitätenfrage in Italien angeschnitten, Frankreich damit auch der nationalen Frage in Deutschland gegenüber gebunden. Rußlands Wohlwollen wird 1863 gewonnen. Trotz aller Hindernisse geht die Grundlage aller Zukunftsmacht, die Heeresreorganisation, weiter. Da, als man an einem Abgrund steht, öffnet der Tod des Königs von Dänemark einen Weg, auf den man in dieser Wirrsal kaum zu hoffen gewagt. Jetzt konnte man sich ebenbürtig neben Österreich stellen; nur dessen Verblendung verschaffte dem preußischen Schwert einen niemals gesehenen Erfolg und der deutschen Nation die Anfänge seiner Einheit.

Abb. 53. König Ludwig II. von Bayern, 1845—1886.

Sah denn diese Reihe von wundersamen Fügungen nicht aus wie Schicksalsnotwendigkeit; sollte sie nicht ihre folgerichtige Krönung erhalten? Diese Geschichte des

Digitized by Google

Abb. 54. Johann, König von Sachſen, 1854—1873.
Nach einer Photographie von Hans Hanfſtaengl in Dresden.

deutſchen Volks, durch ſo viel Verzicht und Enttäuſchungen, durch ſo viel Sehnſucht gehend, mußte ſie nicht jetzt zu Ende geführt werden? Sollten denn die Propheten und Märtyrer Lügen geſtraft, ſollten denn dieſe neuen Opfer umſonſt ſein? Nachdem unter tauſendfachem Donnern und Blitzen ſich die ganze Welt umgeſtaltet hatte, ſollte ſich denn nicht auch der preußiſche Heerkönig in den deutſchen Kaiſer wandeln laſſen?

Während der Monate November und Dezember ſind die innerlichen Siege erfochten worden in der Seele Wilhelms, bei den deutſchen Fürſten und im Norddeutſchen Reichstag. Am 18. Dezember 1870 fügte es ſich, daß derſelbe Eduard Simſon mit der Botſchaft des Norddeutſchen Reichstags jetzt vor König Wilhelm in Verſailles ſtand, der einſt im April 1849 dem Bruder Friedrich Wilhelm IV. von der Kaiſerwahl in der Paulskirche in Frankfurt Kunde gebracht hatte. „Ew. Majeſtät," ſo ſprach Eduard Simſon am 18. Dezember 1870, „empfangen die Abgeordneten des Reichtags in einer Stadt, in der mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unſer Vaterland erſonnen und ins Werk geſetzt worden iſt. Und heute darf ſich die Nation von eben dieſer Stelle her der Zuſicherung getröſten, daß Kaiſer und Reich im Geiſte einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen gibt, in beidem die Gewißheit von Segen und Macht, von Recht und Geſetz, von Freiheit und Frieden zuteil werden."

Digitized by Google

Oftmals vor Rührung bebend ergriff der greise hohe Herr das Wort: Zunächst danke er der wunderbaren Fügung göttlicher Vorsehung, welche hier in der alten Königstadt der Bourbonen sie zusammenführe. — „Ich bin dem Reichstag dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmütig seine Zustimmung zu den Verträgen gegeben hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden." — „Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsch der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich im Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Noch in späterer Zeit gedachte Wilhelm des 18. Dezember 1870 als eines besonders feierlichen Tages; die Annahme der Kaiserkrone schien jetzt gesichert.

Der Winter hatte die Erde in tiefe Schneedecke eingehüllt; in gewohnter deutscher Weise bereitete man sich auf die Weihnachtstage vor. Seit das Weihnachtsfest besteht, ist solche Feier noch von keiner Armee der Erde so begangen worden, wie sie hier den Hunderttausenden deutscher Krieger beschieden war, die mit eisernem Ring die Hauptstadt des Feindes umlagerten und eben im Begriff waren, die Einheit und Größe ihrer Nation durch ein äußeres Zeichen zu besiegeln. Als ein besonderes Weihnachtsgeschenk lieferte die Armeeoberleitung eine stattliche Anzahl schwerer Geschütze, aus denen am Johannesfeiertag, 27. Dezember, das Bombardement von Paris eröffnet wurde. Unter den Herzenswünschen, die im deutschen Volk zum Ausdruck kamen, unter dem Verlangen nach Kaiser und Reich, nach Angliederung von Elsaß-Lothringen, nahm auch die Forderung der endlichen Beschießung von Paris eine Stelle ein. Schwer nur und langsam schien sich die Oberleitung der Armee entschließen zu können. Der Ungeduldigste von allen, der Mann, der sehnsüchtig auf die vollständige Demütigung des Feindes und auf baldigen Friedensschluß wartete, Kriegsminister v. Roon, suchte Bundesgenossen für seine Ansicht zu gewinnen, fand einen solchen endlich in Bismarck. Allein die, welche, mit dem Kronprinzen an der Spitze, einem Bombardement auszuweichen suchten, schienen immer noch die Oberhand zu besitzen.

Bei den Neutralen groß und klein war die erste Verblüffung, von unwillkürlichem Schweigen begleitet, vorüber. Der Bann, den die Bewunderung der deutschen Sieger auf die Neutralen gelegt, begann sich zu lösen. Man nahm Partei für und gegen. Nirgends leidenschaftlicher als in England. Ursprünglich trat man für Deutschland ein, jetzt allermeist für Frankreich. Schon früher hatte man in England auf die pathetische Niobe Dänemark hingewiesen, deren zwei Kinder von den Deutschen entrissen worden seien. Und jetzt hieß es: „Entehrt Frankreich nicht! Verstümmelt nicht seinen Körper! Begehet nicht die Barbarei eines Bombardements von Paris!" Vergebens wies der Niederländer Opzoomer das Recht Deutschlands nach; vergebens richtete Thomas Carlyle am 11. November 1870 jenen herrlichen Brief an die „Times"; von der Verlogenheit des kaiserlichen Frankreich sprach er, von der hohen sittlichen Aufgabe, der Wilhelm und Bismarck nachgehen; nur gestohlene und unglaublich schlecht gepflegte Kinder habe die vorgebliche Niobe Dänemark

Abb. 55. Reichstagspräsident Simson.
Nach einer Photographie von Georg Brokesch in Leipzig.

Digitized by Google

verloren; „ . . . daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland endlich zu einer Nation zusammengeschweißt und Königin des Kontinentes wird, statt des aufgeblähten, eitlen, geschäftigen, streitsüchtigen, ruhelosen, empfindlichen Frankreich, scheint mir das hoffnungsvollste öffentliche Ereignis, das sich zu meiner Zeit zugetragen hat."

Mit solchen Worten begrüßte der Humanisten, Reinsten und Weitsichtigsten einer das Aufsteigen des neuen Sterns unter den Weltmächten. Allermeist aber fand er nur taube Ohren. Viel näher schien den Lenkern des englischen Staatswesens die Aufgabe zu liegen, sich schützend vor Frankreich zu stellen, seinen Widerstand zu stärken, die deutsche Kriegführung als eine barbarische zu kennzeichnen. Es klingt das wunderlich genug aus dem Munde eines Volkes, das immer und ohne jegliche Bedenken die brutalsten Mittel gegen seine Feinde, ja gelegentlich auch gegen Neutrale und Bundesgenossen, zur Anwendung gebracht hat. Die auf Schonung von Paris hinzielenden Ausführungen scheinen aber doch nicht ohne Wirkung auf einzelne Stimmen im deutschen Hauptquartier geblieben zu sein. Heute wissen wir, daß es König Wilhelm selbst war, der die Einreden gegen das Bombardement entkräftete und auch den Generalstabschef Moltke für sich gewann, der erst eine Reihe technischer Bedenken von sich abzuschütteln hatte.

Am 28. November schrieb Wilhelm in vorwurfsvollerem Tone als er gewohnt war: Der Termin, mit dem die Beschießung der Forts auf der Südseite von Paris beginnen solle, nähere sich. Er habe sich dieserhalb Vortrag halten lassen durch die Generäle Hindersin und Kleist. „Zu meinem Erstaunen erfahre ich aus jenem Vortrage, daß zwar die Erbauung von 13 bis 15 Batterien vollendet sei, daß dagegen durch allerlei Stockungen die Munition noch nicht zur Hälfte habe herbeigeschafft werden können, so daß der Angriff nicht vor Ende Dezember, ja Anfang Januar beginnen könne, daß wegen Mangels an Geschützen der nördliche Angriff ganz aufgegeben werden müsse. Diese Verzögerung erregt bei mir die allergrößten Bedenken sowohl in militärischer als in politischer Hinsicht."

Jetzt, mit dem Ende der Weihnachtstage, nahm das Dröhnen der schweren Geschütze gegen die Festungswerke von Paris und die äußeren Teile der Stadt selbst eine Last von der Brust weg. Wie eine Erlösung wirkte das Schauspiel auf die geduldigen deutschen Soldaten. Bald zeigte sich der moralische Eindruck auch auf seiten des Gegners.

Eine schwere Sorge blieb es für Bismarck und für den König: Wie den Feind anfassen, um in gedeihliche und rechtskräftige Unterhandlungen einzutreten und den Frieden herbeizuführen? Bald nach der Mitte des September war Jules Favre, der Minister des Auswärtigen in Paris, mit Bismarck zusammengetroffen, mehr um Fühlung zu bekommen, als um aufrichtig zu unterhandeln. „Es gelang mir nicht," erzählt Bismarck, „den französischen Abgesandten zu überzeugen, daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit ist als diejenige aller anderen Länder." Bismarck hatte als etwas Selbstverständliches die Schlüssel zur Tür des neuen deutschen Hauses verlangt: Elsaß-Lothringen. Indessen trat in Bordeaux unter dem Einfluß von Gambetta eine verantwortliche Regierung und Nationalversammlung zusammen. Thiers wurde zum Haupt der vollziehenden Gewalt der Republik gewählt, ein Mann, der Mut genug besaß, mit Selbstbetrug und leeren Redensarten aufzuräumen, die unverblümte, rauhe, demütigende Wahrheit offen darzulegen. So ist endlich der Vorfriede von Versailles am 26. Februar 1871 zustande gekommen.

Noch aber war man nicht so weit, noch rannten sich die unerschrockenen Republikaner den Kopf ein gegen den um Paris gelegten Reif, an den blutigen Mauern von Beaune la Rolande; sie lagen hingestreckt auf dem schneeigen Feld von le Mans, St. Quentin, an der Lisaine, als der Tag herannahte, der 18. Januar 1871, der bestimmt war, Wilhelm, den König von Preußen, als deutschen Kaiser vor aller Welt zu zeigen und damit einen neuen Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes einzuleiten.

Mit mehr Prunk als Wilhelm gewünscht hätte, wurde die Feierlichkeit der Kaiserproklamation im Schlosse in Versailles in Szene gesetzt. Rings Fahnen und kriegerischer Pomp; Ansprache des Kaisers und Verlesung seiner Proklamation an das deutsche Volk. Als Bismarck damit geendet, da scholl erstmals wieder von deutschen Lippen seit langer, langer Zeit der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" — Und von den weiten Hallen des alten Königsschlosses brauste der Ruf weiter, bis er

Digitized by Google

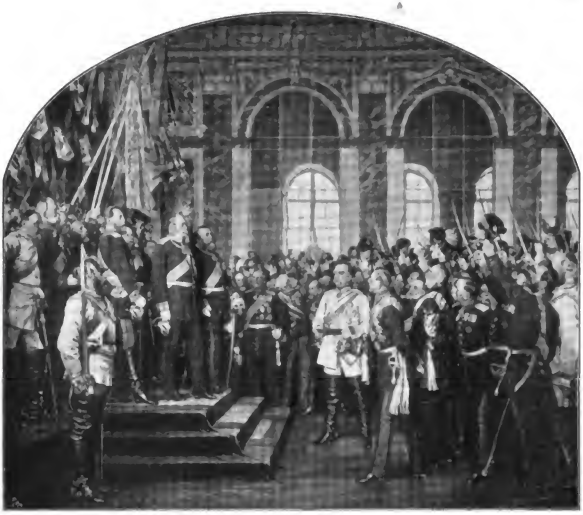


Abb. 56. Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871. Gemälde von Anton von Werner in der Ruhmeshalle zu Berlin. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

die fernste Feldwache im Einschließungsring von Paris, bis er die äußersten im Schnee eingegrabenen deutschen Vorposten im Norden, im Westen, im Osten Frankreichs erreicht hat; überall tönt es laut und lauter zum Schrecken der Feinde: „Es lebe der Kaiser!“ Und von den Wiesen, durch welche die Loire und die Seine rinnen, von den Küsten, welche hinüberschauen nach England, rollt der Ruf rückwärts durch die Landschaften, durch die Städte und Dörfer Frankreichs, in welche diese neue Völkerwanderung in Waffen die deutschen Besatzungen, Landwehren und Etappentruppen geführt hatte; er rollt weiter zu den neuen deutschen Städten Metz und Straßburg ins alte deutsche Land hinein über den Rhein hinüber. Der Wintertag liegt über der ganzen deutschen Welt; der Schnee hat die Hütten im Alpenland, im Schwarzwald, im Harz und im Riesengebirge, im Thüringerwald fast begraben; es liegt der Wintertag über den Tälern des Rheins, der Donau, der Elbe, der Weser und Oder, wo die großen Städte ihre Dome dem Licht entgegenstrecken; er liegt über dem flachen Lande, über Wäldern, Wiesen und Feld, über Heiden und Moor, über dem Küstenland mit seinen Seestädten, Häfen und Werften, die jetzt durch den Krieg zu müßiger Stille verurteilt sind; — überall stehen die Menschen zu Hauf und suchen zu fassen, was jetzt als greifbare Wirklichkeit zu dem seitherigen Ideal, zur romantischen Überlieferung hinzugetreten ist. Aus allen Kehlen steigt an diesem Wintertag der Ruf zum Himmel auf: „Es lebe der Kaiser!“ — bis sie ihn alle hören, die Nachbarn über der Grenze und über dem Meer, bis sie es verstehen, daß eine neue Nation ihren Einzug hält in die Mitte der seitherigen Völkerfamilie unter dem Freudenruf: „Es lebe der Kaiser!“

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Die Arbeit im eigenen Haus und für die Welt.

Gewollte Ziele.

Vom Maßhalten, von der Selbstbeschränkung des Siegers hatte die Welt bisher noch blutwenig gehört. Gleich entscheidende Siege waren seit Napoleon I. nicht mehr erfochten worden; solches Übergewicht einer von einem einheitlichen Willen gelenkten Nation hatte man seitdem nicht gefühlt. Wie könne man, hieß es, denn voraussetzen, daß dies neue Reich nach beispiellosen Erfolgen stehen bleiben werde, ohne sein Übergewicht allen fühlbar zu machen? Freilich, das neue Deutsche Reich spreche immer von seinen friedlichen Zielen; aber das haben Ludwig XIV. und Napoleon I. auch getan.

Diese neue deutsche Welt, dies Reich als Staat über Staaten blieb der übrigen Völkerfamilie ein Rätsel. Ganz unsaßlich klang es: Nach hundert siegreichen Schlachten will diese Soldatennation die Waffen niederlegen; alle diese Hunderttausende sollen von heute auf morgen zu den Geschäften des Friedens zurückkehren, den Acker bestellen, mit hellem Klang den Hammer auf den Amboß schlagen; sie sollen ihren Gemeinsinn, ihre Liebe zum Vaterland und zur Ordnung, ihre Raschheit im Entschluß, ihre Kühnheit im Handeln dazu verwenden, um der deutschen Industrie, dem Verkehr zu Wasser und zu Land neue Bahnen zu eröffnen! — Wo wird der erwachte deutsche Landhunger Halt machen? In England, in Frankreich, in den Niederlanden jagten sich die Phantasien von neuen kriegerischen Eroberungen.

Eines lag klar vor den Augen aller Mitlebenden: Das alte Deutschland mit seiner Ohnmacht, mit seiner Entschlußlosigkeit und Armut war für immer untergegangen. An seiner Stelle stand ein Reich da, dessen Stärke wesentlich bestand in dem Einklang des vorwärts strebenden Bürgertums mit der volkstümlich gewordenen Monarchie, in dem starken Willen, als Ausfluß gerade dieser Vereinigung.

Bei jedem Abschnitt seines Lebens hatte sich Wilhelm darauf gefaßt gemacht, entweder in voller Untätigkeit den Rest seiner Tage verbringen zu müssen, wie bei seinem 60. Geburtstag in Koblenz, oder, wenn es gut ginge, noch zum Säen auserwählt zu sein, ohne der Gnade teilhaftig zu werden, auch noch das Keimen oder vollends das Reifen und Ernten erleben zu dürfen. — „Was lange in den Gemütern lag, jetzt ist es ans Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt!“ Das sind die Worte Wilhelms bei seiner Rückkehr aus Frankreich, welche ebensowohl einen Rückblick enthalten wie die Umrisse von Zukunftsaufgaben. Der Strom der Ideen, der die ganze Zeitspanne von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an füllte, hatte seine ganze Gedankenwelt umgestaltet und dadurch ein vollständig Neues geschaffen: Das Zusammenklingen des Volksgemüts mit dem Fürstenwillen; der Forderung von seiten des Volks nach ungestörter Friedensarbeit entsprach der starke Wille, den Frieden nach getaner Kriegsarbeit mit aller Energie zu schützen und jeden Störer niederzuhalten.

Digitized by Google

Abb. 57. Einzug Kaiser Wilhelms mit den Verbündeten in Berlin am 16. Juni 1871.
Gemälde von W. Camphausen. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Schon in seinem Brief an die „Times“ vom 11. November 1870 hat Thomas Carlyle eine Lanze für König Wilhelm, für Bismarck, für die deutsche Politik gebrochen: sie seien keineswegs verrückt, in gar keinem Betracht als König und Minister mit Karl I. und Strafford zu vergleichen; die deutsche Politik sei nicht durchzogen von „Napoleonischen Ideen“, nicht gemartert durch „unbesiegliche Ländersucht“; nein, sie habe Ziele, die weit über diese Sphäre hinausgehen, sie scheine mit geduldigen, großen und erfolgreichen Schritten einem für die deutsche wie für die gesamte Menschheit sehr nützlichen Ziele entgegenzustreben.

Kurze Zeit nach dem Friedensschluß, vom 26. Februar 1871, hat eine der liberalen Richtung angehörende englische Zeitung geschrieben: „Ohne die treue Unterstützung seines königlichen Herrn hätte Bismarck mit seiner Politik nicht so erfolgreich sein können. Der unbeugsame Mut, der gerade Sinn, der feste Glaube des greisen Monarchen an die Heiligkeit und Gerechtigkeit seiner Sache haben ihn zu der Höhe gehoben, um ihn in Wirklichkeit wie dem Namen nach zum König der Männer zu machen. Der Kaiser hat einen wackeren Kampf gekämpft und ein großes Werk vollbracht. Was auch die Zukunft Deutschlands sein mag, die Geschichte wird in späten Tagen noch berichten, daß es seine Unabhängigkeit, seine Einheit und seine Größe der starken Hand, dem starken Herzen und dem festen Willen seines jetzigen Kaisers verdankt.“

In der Tat, zu der Genialität, die im Entwurf des Kanzlers lag, gab Wilhelm die sittliche Tiefe, die innere Kraft, Unbeugsamkeit in der Ausführung, Stetigkeit im Verfolgen, Zurückschrecken vor jedem Mißbrauch der Gewalt, versöhnlichen, friedfertigen Sinn. — Und noch ein weiteres kommt dazu: glücklich geführte Kriege pflegten von je die Macht der Fürsten zu stärken, die Siege der Deutschen aber haben in ihrem Reich dem bürgerlichen Liberalismus zur Herrschaft verholfen.

Es ist ein Bild von eigentümlichem Reiz, von ergreifender historischer Tiefe: derselbe Mann, dessen Jugend und erstes Mannesalter noch in die Zeit autokratischer Herrschaft in Preußen fielen, ist jetzt durch die abwechslungsreichen Läufe der Zeit gewandelt in das Haupt eines Volks, das seiner überragenden Mehrheit nach im Geist des Liberalismus erzogen ist, das als Ganzes unter Gesetzen lebt, die vom Liberalismus sich herschreiben. Und dabei ist Wilhelm in allen Kreisen gerne gesehen; ja der populärste ist er geworden unter allen Inhabern von Thronen seiner Zeit nicht nur, sondern der mit der meisten Liebe und Ehrfurcht betrachtete seit Friedrich dem Großen. Die Jahre, die mit ihrem reichen Inhalt an den Grundlagen des Reichs gearbeitet haben, die Ereignisse, die sie gebracht, die wuchtigen Entscheidungen, sie alle lassen sich *ohne die Persönlichkeit Wilhelms* nicht denken, von ihnen lassen sich sein Empfinden und Handeln nicht trennen.

Was Wilhelm bis jetzt erlebt hatte, wäre für ein Menschenleben reichlich genug gewesen, und nun erst eröffnete sich eine Welt von neuen Aufgaben, und man darf sich fragen: Welche Arbeit ist als die bedeutsamere und aufreibendere anzusehen, die, welche den Boden der Einheit schuf, oder die, welche das Weiterwirken auf diesem Boden bezeichnet? — Eines ist wohl sicher: mit klarem Wollen und Planen hat Wilhelm das deutsche Kaisertum nicht angestrebt, die Macht der Zeiten hat es gewollt und geschaffen; ihnen hat sich Wilhelm unterworfen. Er ist in diese neuen Welt hinübergeschritten fast niedergedrückt von der Fülle ihrer Überraschungen, fast mit Wehmut zurückblickend auf die alte preußische Welt, aus der er heraustreten mußte. Die Fähigkeit des Umdenkens aber, die den Mann von Etappe zu Etappe geführt, von Markstein zu Markstein, hat auch den Greis nicht verlassen. Bald spürt er festen Boden unter sich; ja, die Mitlebenden erhalten den Eindruck, daß sein die Zeit beherrschendes Wesen jetzt deutlicher, geklärter, wirkungsvoller zur Geltung kommt.

Mit etwas sauersüßem Gesicht schrieben die „Times“ zu Anfang des Jahres 1871 über das neue Kaisertum: „Viele, selbst unter den am meisten begeisterten Vaterlandsfreunden werden in Deutschland über diese Veränderungen ein halb schmerzliches Bedauern empfinden. Wir kommen zu dem Schlusse, daß der Kaiser des neuen Deutschen Reichs nicht wie früher als eine Art Erster unter Gleichen wirken, daß er sich vielmehr

Digitized by Google

Abb. 58. Die Siegessäule in Berlin.
Nach einer Photographie der Graphischen Gesellschaft in Berlin.

als ein unmittelbarer Souverän in seiner Machtstellung, die stetig an Ausdehnung und Macht zunimmt, erweisen und darauf hinzielen wird, im Krieg wie im Frieden die oberste Gewalt auszuüben." Ob das ohne weitere Vermittlung untereinandergemengte Alte und Neue, Große und Kleine, Kraftvolle und Ohnmächtige, Preußische und Nichtpreußische, nach einem Mittelpunkt Hindrängende und vom Mittelpunkt sich Abstoßende, ob das alles sich vertragen würde, ohne neue Prozesse zu veranlassen, darum handle es sich. Und aus den Zeilen der „Times", als der Sprecherin des erwartungsvoll zuschauenden Auslands, blinzt es heraus wie eine schon zum voraus genossene Schadenfreude.

Digitized by Google

Man mochte die Figur, die das neue Deutsche Reich machte, betrachten wie man wollte, Preußen drückte ihr seinen Stempel auf. Dies Preußentum war zu dem Stolz seines Namens, zu seinen Ansprüchen vom Jahr 1813 zurückgekehrt und hatte alles gut gemacht, was damals versäumt und gesündigt worden war. Und nun ging aus den Händen des leitenden Staatsmannes mit der Verfassung des neuen Reichs, mit deren Bekrönung durch die Gestalt des Kaisers ein Kunstwerk hervor, das in ein-

Abb. 59. König Albert von Sachsen, 1828—1902.
Aufnahme von Otto Mayer in Dresden.

zelnen seiner Stücke auf den ersten Blick aussah wie ein gekünsteltes Werk, wie ein Staatengebilde von schwanken Umrissen, mit nicht ganz scharfgezeichneten Trennungslinien der obersten Gewalten. Man sah, der Schöpfer dieses Gebildes gab sich der Hoffnung hin, die frische Wirklichkeit der Dinge, die von innen herausdringende Wärme werde das Ganze beleben, Neid, Mißmut und Griesgram verscheuchen und das, was jetzt noch unklar, fremd, überraschend aussah, zum gewohnten und deutlich empfundenen Lebensbedürfnis machen. Nur für diesen Kaiser konnte Bismarck die Umrisse der Formen des neuen Reichs gezeichnet haben.

Digitized by Google

Warme Worte widmete der Präsident Grant im Kongreß der Vereinigten Staaten in Washington dem Erstehen des Deutschen Reichs: Die Vereinigung der deutschen Staaten werde nicht verfehlen, die Sympathien des amerikanischen Volkes zu gewinnen. Diese Vereinigung selbst stelle sich dar als ein Versuch, das Beste der amerikanischen Verfassung mit solchen Abänderungen, als das geschichtliche Recht eben in Deutschland verlange, zur Anwendung zu bringen. — Es ist richtig, das Kunstgebilde des Staates über Staaten hat Bismarck zweifellos aus der Schöpfungsgeschichte der Vereinigten Staaten herübergenommen. Dort galt es, ein aus den edelsten Menschenrassen Europas hervorgegangenes Kolonistenvolk unter sich zu verbinden, seine Wohnsitze in dreizehn fast gleichmäßig schwachen Einzelstaaten sich zu nähern und das Ganze als eine beachtenswerte Macht erscheinen zu lassen. Preußen, das dem Deutschen Reich zur Grundlage diente, hatte längst als eine Macht gegolten, entäußerte sich aber jetzt eines Teils seiner Vorteile, um den Mindermächtigen nicht gar zu ungleich zu erscheinen.

Die alte, von dem Zauber der Romantik umflossene Frage: Was ist des Deutschen Vaterland? sie war endlich gelöst. Zum ersten Male in der Geschichte konnte der Deutsche klipp und klar sagen: Hier in diesen Grenzen liegt unser Land und dort ist unser Meer! Bisher standen ja Österreich und Preußen eigentlich nur mit einem Bein im alten deutschen Bund. Und dabei ergab es sich, daß Österreich immer mehr hinauswuchs, Preußen immer deutlicher hinein, so daß es bald nichts Preußisches mehr gab, das nicht auch zugleich ein Deutsches gewesen wäre. Jede unklare Stellung, jede Unwahrheit war jetzt endlich beseitigt, jede Möglichkeit, daß fremde Fürsten, wie die von Dänemark und von den Niederlanden, in deutsche Verhältnisse dreinsprechen konnten. Und dieser in den Erdboden gegrabenen Reichseinheit entsprach der Organismus der obersten Reichsgewalten: Kaiser, Bundesrat, Reichstag.

Am 21. März 1871 schrieb Wilhelm an Bismarck: „Mit der heutigen Eröffnung des ersten deutschen Reichstags beginnt die erste öffentliche Tätigkeit desselben. Preußens Geschichte und Geschicke wiesen seit langer Zeit auf ein Ereignis hin, wie es sich jetzt, durch dessen Berufung an die Spitze des neugegründeten Reichs, vollzogen hat. Preußen verdankt dies weniger seiner Ländergröße und Macht, wenngleich beides sich gleichmäßig mehrte, als seiner geistigen Entwicklung und seiner Heeresorganisation. In unerwartet schneller Folge haben sich im Lauf von sechs Jahren die Geschicke meines Landes zu dem Glanz entwickelt, auf dem es heute stehet. In diese Zeit fällt die Tätigkeit, zu welcher ich Sie vor zehn Jahren zu mir berief. In welchem Maße Sie das Vertrauen gerechtfertigt haben, aus welchem ich damals den Ruf an Sie ergehen ließ, liegt offen vor der Welt. Ihrem Rat, Ihrer Umsicht, Ihrer unermüdlichen Tätigkeit verdankt Preußen und Deutschland das weltgeschichtliche Ereignis, welches sich heute in meiner Residenz verkörpert.

„Wenngleich der Lohn für solche Taten in Ihrem Inneren ruht, so bin ich doch gedrungen und verpflichtet, Ihnen öffentlich und dauernd den Dank des Vaterlands und den meinigen auszudrücken. Ich erhebe Sie daher in den Fürstenstand Preußens mit der Bestimmung, daß sich derselbe stets auf das älteste männliche Mitglied Ihrer Familie vererbt. Mögen Sie in dieser Auszeichnung den nie versiegenden Dank erblicken

Ihres

Kaisers und Königs

Wilhelm."

Der Reichstag blieb fortan die Stätte, wo das deutsche Bürgertum, in liberalem Geiste verharrend, aber zugleich in nationale Bahnen gelenkt, sich zum Träger unlösbarer Einheit machte, wo es zugleich unter sich, wie mit der Regierung kämpfend und hadernd, sich selbst die den Anforderungen der Zeit entsprechenden Gesetze gab. Schon seit langem hatte das liberale Bürgertum sich zur Grundlage von Preußens Macht erhoben; jetzt fand die Regierung eine feste Stütze an ihm und konnte mit mehr Ruhe als jemals dem Ineinanderwachsen der monarchischen Gewalt und der allmählich errungenen demokratischen Einrichtungen zusehen. Schon aber kündigten sich

Digitized by Google

zwei neue Erscheinungen an, die in so scharfen Umrissen bisher noch nicht gesehen worden waren. Eine ursprünglich kirchliche Richtung begann sich politische Ziele zu stecken, und von dem Bürgertum löste sich fast zugleich die untenstehende Schicht los, legte sich selbst den Namen Proletariat bei und lief Sturm gegen die seither gemeinschaftlichen Gedankenreihen. So wurde der Reichstag, die Stätte der Gesetzgebung und der Kontrolle, nicht selten zu dem von allen Parteien zerstampften Kampfplatz.

Abb. 60. Kaiser Wilhelm am Schreibtisch seines Palais Unter den Linden.

Bei Eröffnung des ersten Reichstags hatte Kaiser Wilhelm in seiner Thronrede so gesprochen: „Das Bewußtsein seiner Einheit war im deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets vorhanden. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt, seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seiner Heereseinrichtungen, bewahren Deutschland vor jedem Mißbrauch seiner Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten, der starken wie der schwachen. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Kriegs hervor-

Digitized by Google

Abb. 61. Kaiserin Augusta, 1811—1890.
Gemälde von B. v. Blockhorst. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Abb. 62. Aus dem Arbeitszimmer des Kaisers in Schloß Babelsberg.

gegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches Erbteil zu bewahren."

Unter den verschiedenen Umdenkstationen, durch welche es Wilhelm beschieden war, durchgehen zu müssen, ist vielleicht keine so bedeutsam als der Eintritt ins Kaisertum. Früher hat er wohl geklagt über „meine eigene lederne Natur", und doch hat er sich immer wieder überwunden und diese seine Natur zu einer außerordentlich biegsamen zu machen gewußt. „Ledern" freilich, wie er sagt, deshalb, weil er an dem Alten festhielt und das, was er von dem Erprobten brauchen konnte, auch jedesmal hinübertrug in die neue Welt, in die sich seine Zeit gewandelt. So hat sich Wilhelm rasch in die neue kaiserliche Stellung hineingelebt und seine Persönlichkeit rückhaltlos auf die neue Ordnung der Dinge einwirken lassen. Vor länger als einem Jahrzehnt glaubte er schon Abschied nehmen zu müssen von den Lebenstaten, und jetzt gibt der mehr als Siebzigjährige seinem Leben einen ganz neuen Inhalt und steht da als unverrückbarer Mittelpunkt, mit all seiner Treue und Stetigkeit, im Kampfe zwischen alt und neu, zwischen den Taten des erfindungsreichen, schöpferisch wirkenden Kanzlers und der in Parteien sich spaltenden Volksvertreter.

Für die Reichsverfassung war es nicht leicht, die Person des Kaisers auf den richtigen Platz zu stellen. Nur dem Zauber, der von dieser Königsgestalt ausging, ist es zuzuschreiben, daß sich der richtige Platz für den Kaiser von selbst ergab. Schon hatte die ganze Schlichtheit und Hoheit seines Wesens dahin gewirkt, daß niemand in allen deutschen Landen, niemand, weder hoch noch nieder, gelehrt oder ungelehrt, weder Fürst noch Knecht, sich einen anderen deutschen Kaiser denken konnte, als diesen König von Preußen. Der sichere Takt seines Auftretens, die Milde seines Urteils, die Ehrfurcht, mit der unwillkürlich jeder diese hoheitsvolle Figur umgab, mußten auch Mißtrauen und Neid entwaffnen. Durch Gesetz mag es schwer gewesen sein, auszusprechen, aber der unbedingte Glaube der Nation an diesen Mann und an diese Kaiser-

Digitized by Google

gewalt kamen hier zu Hilfe: ohne einen mächtigen Kaiser war dem deutschen Volk dies neue Reich gar nicht denkbar. Die Volksphantasie legte sofort dem Kaisertum höhere Rechte bei, als der Buchstabe der Verfassung aussprach.

In all den wunderbaren Fügungen, führt H. v. Treitschke aus, die auch ein nüchternes Herz betören konnten, erscheine Wilhelm immer gleich fest, sicher und bescheiden. Er habe kaum mehr an große Aufgaben für sich geglaubt. „Alles kam anders und schöner! Er sollte nicht nur selber alle die grundlegenden Gesetze des Reichs vollenden, sondern auch durch die Macht seiner Persönlichkeit dem werdenden Reich den inneren Halt geben. Zu Anfang sah mancher der verbündeten Fürsten in der Reichsverfassung nur eine Fessel, bald erkannten sie alle in ihr die Bürgschaft der eigenen Rechte, weil der unbestreitbar erste Mann des deutschen hohen Adels die Kaiserkrone trug und seine Treue jedem unverbrüchliche Sicherheit gewährte. So ist es geschehen wesentlich durch das Verdienst des Kaisers und gegen die ausgesprochene Ansicht des Kanzlers, daß der Bundesrat, den einst alle Welt als den Träger des Partikularismus beargwöhnte, in wenigen Jahren die zuverlässige Stütze der nationalen Einheit wurde, während der Reichstag bald wieder dem unberechenbaren Spiel der Parteien verfiel."

Recht als die lebendige Säule für ihr Stück Zeitgeschichte erscheint damit Wilhelms Gestalt; sie läßt sich aus dieser Zeit nicht wegdenken, sie erscheint dieser Zeit notwendig, wenn dies Stück Zeitgeschichte gerade die Form annehmen sollte, die sie wirklich annahm zum Heil der Menschheit und des deutschen Volks. Das persönliche Leben Wilhelms, nachdem er sich an die Spitze einer großen Nation gestellt hatte, gehörte nicht mehr ihm allein an, es war der Geschichte seiner Zeit zuteil geworden; mit dem persönlichen Leben fiel, innig sich verflechtend, das Leben der Nation in eins zusammen. Es ist richtig, an dem, was eine Zeit von der anderen unterscheidet, arbeiten viele mit, die ihren Kopf, ihre Arme, ihr gesamtes Dasein dem allgemeinen Zweck zur Verfügung stellen. Ein Einziger aber ist es, ein Liebling der Vorsehung, der dem gesamten Werk gleichartiges Gepräge gibt, der die Helfer von allen Seiten herbeiruft, der jeden auf seinen Platz stellt und ihm sein Stück Arbeit zuweist, der seine eigene Seelengröße in dem

Abb. 63. Schloß Babelsberg.
Nach einer Photographie von Römmler & Jonas in Dresden.

Digitized by Google

Augenblicke zeigt, wo er sich darüber freut, daß der herbeigerufene Helfer sein Stück Arbeit genialer und umfassender ausgeführt hat, als es ihm selbst möglich gewesen wäre: ein Einziger ist es, dem als verantwortlichem Lenker der Taten ein bleibendes Erbteil zufällt, dem der Werdegang seiner Zeitgeschichte selbst ein Denkmal setzt.

* * *

Bisher wußten die Völker ringsum manches von Deutschland, aber sie spürten nichts von ihm. Seiner ganzen innern und äußern Struktur nach erschien der seitherige Deutsche Bund durchaus unfähig zu irgendeinem Bündnis. Ja, der Deutsche Bund war da und dort in ein Verhältnis zu fremden Mächten getreten, aber dies Verhältnis nahm weniger die Gestalt eines Bündnisses an, als diejenige einer gönnerhaften Beschirmung. — Alte Waffenbrüderschaft verband Preußen mit Rußland. Nicht selten aber trat Rußland als lästiger Beschützer auf, und Österreich, mit dem in demselben Joch zu ziehen Preußen verurteilt war, versuchte in dieselben Bahnen einzulenken. Erst mit dem Jahr 1863 vermochte Preußen in Bündnissen mit den Nachbarn als Gleichberechtigter aufzutreten. Zum Waffengang um sein Leben gegen Frankreich war Deutschland allein ausgezogen. Und die Thronrede, die den ersten Reichstag des neu in die Staatenfamilie eintretenden Mitglieds eröffnete, betonte zwar das Bestreben, Freundschaft nach allen Seiten hin zu halten, enthielt aber zugleich eine runde und deutliche Absage an die, denen es jetzt noch einfallen sollte, in deutsche Angelegenheiten dreinzureden oder mit ungebetenem Rat sich zu nahen.

Wie sehr auch das Deutsche Reich in seinem Aufbau abwich von den hergebrachten staatlichen Gebilden, der Staat über Staaten erschien doch bald zweifellos als eine Monarchie, unter neuen Formen freilich, aber durch den lenkenden einheitlichen Willen nach außen hin zu Bündnissen fähig und durch seine Machtstellung zu Bündnissen verlockend. Die mit dem Deutschen Reich geschlossenen Bündnisse sind es in der Tat, die der Zeit ihr Gepräge und ein gut Stück ihres Inhalts geben.

In den Seelen der Menschenkinder scheint der Glaube festzusitzen, daß der Kampf zwischen großen Nationen stets eine Reihenfolge von Kriegszügen herbeiführen müsse, daß der in solcher Abmessung der Kräfte Obsiegende auch andere seine Überlegenheit fühlen lasse. Zu ihrem Staunen sah die Welt, wie das neue deutsche Staatsoberhaupt nach dem Friedensschluß förmlich aufzuatmen schien im Ausblick auf eine gesicherte Friedenszeit. Für Wilhelm aber fiel Sicherstellung des Friedens und Festhalten an der Freundschaft mit Rußland zunächst in eins zusammen. Und so dachte Deutschland gegenüber auch der russische Kaiser Alexander II., der mit hoher Verehrung zu dem Oheim Wilhelm emporblickte.

Damit blieb der Bund aber wesentlich auf das Empfinden der beiden Herrscher angewiesen. Denn zu derselben Zeit arbeiteten sich in Rußland immer deutlichere Anzeichen einer Deutschland feindseligen Stimmung an den Tag. Offiziere, Literaten, Volkswirtschafter zeigten sich geschäftig. Deutschenhaß zu erwecken und ihn zu verstärken, wenn er in einzelnen Kreisen schon vorhanden war. — Eine Annäherung Österreichs, von der deutschen Politik längst gesucht, kam außerordentlich erwünscht, als Graf Beust seinen Posten an den Grafen Andrassy abgetreten hatte. Um des gemeinschaftlichen Freundes Deutschland willen besserte Österreich auch seine Beziehungen zu Rußland. So durfte Wilhelm im September 1872 den Triumph erleben, den Beherrschern der beiden Nachbarreiche, den Kaisern Alexander II. und Franz Joseph, in Berlin die Hand reichen zu dürfen. Alle Welt begrüßte das Dreikaiserbündnis als Friedensbürgschaft. In Berlin lag der Schwerpunkt der gesamten europäischen Politik. Und das um so mehr, als auch Italien sich den beiden mitteleuropäischen Kaisermächten näherte. Frankreich, obwohl stets auf Revanche bedacht und fasziniert nach der Vogesengrenze blickend, schluckte mit einer Art stolzer Resignation die Bitterkeit hinunter, die in dieser Art von Kristallisation der Staatengebilde lag.

Und zudem ereignete es sich, daß Rußland und Deutschland immer weiter voneinander abrückten. Sehr zu Wilhelms Schmerz. Das Element der Stetigkeit in der

Digitized by Google

Politik, das seiner Denkweise so besonders entsprach, glaubte er durch nichts so gestärkt zu sehen, als durch den Zusammenschluß mit Rußland. Freilich, da und dort spricht er sich darüber aus, daß die „inneren Zustände" Rußlands nichts weniger als gute Bürgschaften geben. Tradition und persönliche Neigung standen ihm aber voran. So fallen denn auch in das Stück Zeitgeschichte, das dem Balkanfeldzug Rußlands voranging, die großartigsten Bemühungen Wilhelms nach allen Seiten hin, um dem Deutschen Reich den Frieden zu erhalten. Auf der einen Seite lockte und mahnte Rußland zu aktiver Beteiligung; auf der andern blieb es denkbar, daß Österreich sich mit Frankreich zusammenfand. — „Dies Land muß von Fürsten regiert werden, die immer auf der Wache stehen und mit gespanntem Ohr auf ihre Nachbarn wachen; Fürsten, die bereit sind, sich von einem Tag zum andern gegen die Entwürfe ihrer Feinde zur Wehre zu setzen." In diese Worte hat Friedrich der Große die Aufgabe eines richtigen Preußenkönigs zusammengefaßt. Seit der Zeit, da sie gesprochen worden sind, hat keiner mehr seine Aufgabe in dem Maß erfüllt als jetzt Wilhelm. Einstmals, wenn weiteres zuverlässiges Material ans Licht gezogen sein wird, mögen seine Verdienste in noch höherem Maß gewürdigt werden.

Abb. 64. Pius IX., Papst 1846—1878.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Zunächst scheint Bismarck, anfänglich gegen den Willen seines Herrn, die Schritte getan zu haben, welche notwendig waren, um die Grenzlinien scharf zu zeichnen, bis zu denen man Rußland gegenüber gehen durfte: wohlwollende Neutralität, wie das alles schon im Dreikaiserbündnis liege. Damit fühlten sich aber auch die Kreise, welche mit Alexander II. noch einigermaßen an Deutschlands Freundschaft festgehalten hatten, abgestoßen.

Es scheint, daß es nunmehr immer deutlicher hervortrat, wie ein Bund mit Rußland zugleich eine Spitze gegen Österreich gehabt hätte. So sah sich die deutsche Politik vor die Wahl gestellt: Rußland oder Österreich — welcher von beiden soll der auserwählte, durch ein Bündnis zu aktivem Mithandeln herangezogene Freund des Deutschen Reiches sein? — Bismarck erzählt aus dem Jahr 1866: „Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Österreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu vermeiden." Ungern verzichtete Bismarck auf die Macht dynastischer Interessen-

Digitized by Google

Abb. 65. Kaiserin Augusta.

gemeinschaft, des monarchischen Erhaltungstriebs; noch weniger gern verletzte er die Gefühle Wilhelms. Aber die 1879 von Rußland ausgehenden drohenden Worte entschieden die Wahl, die eine Zeitlang noch offen zu stehen schien.

Schon bevor der Kongreß in Berlin im Sommer 1878 eröffnet werden konnte, war es den gemeinschaftlichen Bemühungen Bismarcks und Andrassys gelungen, Rußlands Geneigtheit zum Nachgeben in gewissen Punkten behufs Regelung der Dinge auf der Balkanhalbinsel zu gewinnen. Wohlwollende Neutralität zu halten, blieb dabei des deutschen Kanzlers Richtschnur, der mit dem Kaiser die Fortdauer des Dreikaiserbundes

Digitized by Google

Abb. 66. Kaiser Wilhelm.

bei jeder Gelegenheit hervorhob. Von schlimmer Vorbedeutung aber erschien es, daß der erste Vertreter Rußlands, Gortschakoff, sich in grollender Ferne zu halten pflegte. Ein solches Verhalten mag ihm als ein notwendiges Erfordernis erschienen sein, um seinen Ruf als Patriot bei der russischen Gesellschaft zu retten. Österreich und England, hieß es in Rußland, seien begünstigt, Rußland um seinen Siegespreis geprellt. Die Verständlichkeit der Anklage schuf bald die Stimmung in ganz Rußland um und kehrte sie mit aller Schärfe gegen Deutschland. Freiwillig isoliert, wandte sich Rußland Frankreich zu, das lange vergeblich nach einem Verbündeten ausgeblickt hatte und jetzt vor Freude

Digitized by Google

überschäumte. Auf beiden Seiten schien man sich zu wundern, daß man so unnatürlich lange warten konnte, sich in die Arme zu fallen. — Schon in viel früherer Zeit hatte Herzog Ernst von Sachsen-Koburg die Aufmerksamkeit Wilhelms auf die Gefahr eines kommenden russisch-französischen Bündnisses gelenkt. Wilhelm schrieb damals zu diesem Punkt der Denkschrift an den Rand: „Jeder Tag hat seine Geschäfte." —

Wie es zu erwarten war, trennte sich Wilhelm nur widerwillig von der Vorstellung eines Zusammengehens mit Rußland. Noch im Herbst 1879 war er bemüht, angebliche Mißverständnisse aufzuklären. Für ihn galt es nichts weniger und nichts mehr, als sich wiederum loszusagen von einem Stück alter Welt, von eingelebten Gedankenverwandtschaften. Bismarck seinerseits mag Herrscherfreundschaften in ihrem realen Wert nicht allzu hoch angeschlagen haben. Er besaß ein außerordentlich feines Gehör für das, was in der Volksseele, jetzt in der russischen, vorging. Um so deutlicher trat vor ihn die Notwendigkeit hin, einen durch Bündnisvertrag verpflichteten Gefährten für das Deutsche Reich zu gewinnen. Sobald nur eine gegen Rußland gerichtete Spitze vermieden war, ließ sich auch Wilhelm allmählich günstiger für ein Zusammengehen mit Österreich stimmen. Am 7. und 15. Oktober 1879 ist denn auch der Bündnisvertrag unterzeichnet worden. Die von Rußland betriebene Kriegshetze und das dort sich breitmachende revolutionäre Treiben haben Wilhelm vollends mit den von Bismarck eingeschlagenen Bahnen versöhnt.

Das Dreikaiserbündnis mit seinen ungeschriebenen Abmachungen war dahin; ersetzt sah es sich durch die klar umschriebenen Verpflichtungen, welche zwei durch mancherlei Verwandtschaft aufeinander angewiesene Staaten zusammenknüpften, das neue Kaiserreich und die alte in ihrer Vielliebigkeit immer noch starke österreichisch-ungarische Monarchie. Längst suchte Italien sich anzunähern und mit dem Anfang des Jahres

Abb. 67. Wildbad Gastein.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Digitized by Google

1883 konnte die Regierung dem italienischen Volke mitteilen, daß sie dem Bund der mitteleuropäischen Mächte beigetreten sei. So ist der Dreibund hergestellt worden, dessen Kern und Rückgrat das Deutsche Reich bildet. Friedensliebe und Zuverlässigkeit seines Oberhauptes zeigten sich erprobt genug, um der ganzen Welt den Glauben zu benehmen, als habe es der Zusammenschluß von drei Mächtigen auf Niederdrückung der minder Starken oder auf willkürliche Störungen irgendwelcher Art abgesehen.

Abb. 68. König Humbert von Italien, 1844–1900.
Aufnahme von Giacomo Brogi in Florenz.

„In den Sternen steht unser Bündnis mit Preußen geschrieben," hatte Cavour schon 1860 gesagt und jetzt reichten sich diejenigen die Hand, welche man lange als Leidensgefährten auf dem Wege nach der Einheit betrachten zu müssen glaubte. Seine rechte Ergänzung und Weitung aber fand der Bundesstaat des deutschen Volks durch Hereinziehung Österreichs in einen weiteren Verband. Ein reger und freudiger Gedankenaustausch zwischen den Völkern, persönlicher Verkehr zwischen den Staatsoberhäuptern, den Kaisern Wilhelm und Franz Joseph und dem König Humbert, brachten immer wieder neue Wärme in die geschriebenen Buchstaben. Beides zusammen, innere Wärme und vertragsmäßiger Zwang, haben, friedenerhaltend und machtverteilend, den Dreibund zum Herrn der politischen Lage gemacht. —

Die ganze Welt war Zuschauer und Zeuge gewesen, wie das feste und doch schmiegsame Gefüge der Armee es möglich gemacht hatte, von heute auf morgen das Schwert zu ziehen, dem gedrohten Angriff mit eigenem Anlauf zu begegnen, vom Übungsplatze weg den Meister im Gefecht zu zeigen.

Jahre um Jahre hat Wilhelm Soldatengedanken umgestaltender Art mit sich herumgetragen. Aber wie bei so vielen im Innersten der Seele wohnenden Dingen gehörte das Jahr 1848 mit seinen ernst pochenden Schlägen dazu, um die Brunnen fließen zu machen, die in den stillen Jahrzehnten vorher ihre Wasser gesammelt hatten. Am 25. September 1848 ist der Nationalversammlung in Frankfurt der „Entwurf zu einem Gesetz über die deutsche Wehrverfassung" vorgelegt worden, angeblich sich an preußisches Vorbild anlehnend, aber insofern von ihm abweichend, als für die Ausbildung des Infanteristen nur eine Lehrzeit von sechs Monaten vorgesehen war. Zwei preußische Offiziere entgegneten sofort; nur als Handschrift ist ein Jahr später gedruckt und in engerem Kreise verbreitet worden, was Wilhelm, damals Prinz von Preußen, über die schwebende Frage niedergeschrieben hat.

Zunächst eignet sich der Prinz aus dem „Entwurf" eine Reihe neuer Begriffe an: wie Heerbanne (Aufgebote); Öffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens; gewiß: die deutsche nationale Einheit müsse obenan stehen als „gemeinsamer Strebepunkt". Aufgabe sei, dem „deutschen Vaterland" eine stets bereite Armee zu schaffen; Zentralgewalt sei notwendig unter tunlichster Schonung der Sonderrechte; deutsche Kokarde, deutsches Fahnenband nur im Krieg. Und nun, alles dies zugestanden, kommt Wilhelm auf das von ihm vollständig beherrschte Gebiet, für das er mit ganzer Wärme, die sich auch im Stil widerspiegelt, eintritt: auf die Bekämpfung der Legende von der Volksbewaffnung, auf die Richtigstellung der militärischen Sprach- und Begriffsverwirrung, auf Wahrung der alt-

Digitized by Google

preußischen Art im Offizierkorps. Alle diese Einzelpunkte aber treten zurück gegenüber der Hauptforderung: Erziehung des Soldaten. Nicht auf eine mit aller Hast durchgeführte Abrichtung, nein auf Erziehung des Einzelmenschen müsse es abgesehen sein. Der soldatische Geist, der zur Selbstverleugnung führe und allen Tugenden zugrunde liege, gehe nur hervor aus dem Vertrauen zwischen den Führern und den Untergebenen, aus dem Durchlaufen verschiedener Stufen der Erziehung, was Zeit erfordere. Begreiflich sei es, daß eine militärische Legende über die Verdienste der Volksbewaffnung sich entwickelt habe im Rückblick auf die Taten des Jahres 1813. „Wer jene Zeit in Preußen erlebt hat," sagt der Prinz, „weiß, welcher Geist der Erbitterung im Volke lebte, wie es nur den einen Gedanken hatte, sich von dem feindlichen Joch zu befreien, welches sieben Jahre auf ihm lastete, woraus die Begeisterung und Hingebung erwuchs, die zu allen Opfern bereit war, als der König das Volk zu den Waffen rief. Eine solche Gesinnung erlaubt nicht, den gewöhnlichen Maßstab an Verhältnisse zu legen, die unter anderen Umständen nicht stichhaltig sein können."

Die Ausführungen Wilhelms mit ihren strengen Linien bilden recht eigentlich die Rüstkammer, aus der zu allen Zeiten der Kampf für die Armee seine Waffen entnommen hat. —

Bestrebungen für Herbeiführung des ewigen Friedens, Abrüstungsgedanken pflegen sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit nach allen schweren Kriegen einzustellen. Alle Not, alle Bitternisse stehen ja noch frisch vor der Seele. Die ganze gerade Denkweise Wilhelms, der nüchterne, unverschleierte Tiefblick von Männern wie Bismarck, Moltke, Roon waren nötig, um die Mitbürger, vor allem die im Reichstag versammelten Vertreter des Volks zu überzeugen, daß man stets, von heute auf morgen, bereit sein müsse, das zu verteidigen, was man für die deutsche Nation an Ruhm und Ehre, an Wohlstand und Tatenenergie, an Weitung und Sicherstellung ihres Gebiets gewonnen habe. Wieder betrachtete Wilhelm die Erhaltung der Armee, die Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit als seine eigenste Domäne. Fast wie Eigensinn, wie allzuhoch gesteigerte Zähigkeit mochte das anfänglich aussehen. Erst mit der Zeit ist die ganze Überzeugungstreue des alten Herrn nach ihrem wahren Werte eingeschätzt worden, und heute fühlen wir, wie es nur die von Wilhelm unverkümmert erhaltene Erbschaft ist, die dem Deutschen Reich seine Unversehrtheit sichert.

Am willkommensten wäre es dem Kaiser gewesen, wenn der Bestand der Armee in einem Äternat den wiederkehrenden Angriffen entzogen worden wäre. Ein Pauschquantum sicherte ihn bis 1874. Von diesem Jahr an spielt das Septennat eine Rolle, zu dem sich der Reichstag unter der Einwirkung des Feldmarschalls Moltke verstanden hatte, eines Parlamentariers, sonst sparsam mit Worten, bei diesem Thema von klassischer Schärfe und Wärme: „Meine Herren, Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren wegen der Erziehung der Nation." Nach den von Wilhelm vorgezeichneten Richtungslinien ist das sowohl geistig als körperlich gemeint. — Volkstümlicher Gesundheitssport durch alle Lebensalter, durch alle Beschäftigungskreise erhält unter anderen Völkern, wie bei Engländern und Nordamerikanern, die Frische der allgemeinen Gesundheitsbedingungen. Wo solche volkstümliche Unterlage fehlt, wie bei den Deutschen, da muß als Ersatz für die freiwillige Übung der Zwang eintreten, die allgemeine Wehrpflicht mit nicht allzu kurz bemessener Lehrzeit. Nicht sein kleinstes Verdienst für die Zukunft des deutschen Volkes erwarb sich Wilhelm gerade dadurch, daß er, auch auf die Gefahr eines Konfliktes hin, durch den Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht die Grundlagen der Volksgesundheit gefestigt und erweitert hat.

Ein Flottengründungsplan vom Jahr 1873 vollendete die nächste der nationalen Streitmacht gewidmete gesetzgeberische Tätigkeit. Je mehr der Respekt der Fremden vor der Schärfe des deutschen Schwertes wuchs, desto unbeirrter konnte das deutsche Volk auf der Bahn zu immer steigender Wohlfahrt weiterschreiten. —

„Wann werden wir in den heiligen Krieg ziehen? Wann endlich wird Revanche geschlagen werden?" So fragte man sich in Frankreich von Jahr zu Jahr. Heuer wohl nicht mehr, aber im nächsten Jahr, in zwei Jahren, in fünfen sicher. In der Tat, die französische Nation stellte opferbereit all ihre Kraft in den Dienst des nationalen

Digitized by Google

Gedankens. So drang auch das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht durch. Sorgenden Herzens rechnete und rechnete man: wann wird endlich das Heer Frankreichs dem deutschen an Zahl überlegen sein? Jahr um Jahr verging, Jahrzehnt um Jahrzehnt; da mußte man sich tiefbetrübt eingestehen: von Abschnitt zu Abschnitt ziehen immer stärkere Rekrutenhaufen in die deutschen Kasernen, von Jahr zu Jahr wächst die deutsche Nation durch ihre jugendliche Vermehrungsenergie um fast eine Million Menschen; neben den Amerikanern ist das Volk des jungen Deutschen Reichs das einzige große Kulturvolk der

Abb. 69. Alexander II., Kaiser von Rußland, 1818—1881.
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Erde, dessen Zahl von Jahr zu Jahr gewaltig zunimmt, während die Bevölkerung Frankreichs zurückzugehen droht.

Auch lassen sich durch Gesetzmacherei die Eigenschaften nicht auf Bestellung liefern, welche der allgemeinen Wehrpflicht zur Grundlage dienen und ihre wahre Entfaltung bedingen. — Als die Schlacht bei Wörth geschlagen war und die Sieger aufatmend ausruhten, hatte auch die Feldpost bald ihr Bureau aufgeschlagen. Ein französischer Beobachter erzählt, wie die deutschen Soldaten, so oft sich Gelegenheit bot, im Schatten eines Baumes oder sonstwo eine Karte in die Heimat schrieben. „Ich wußte schon vor dem Feldzug," fügt der Erstaunte bei, „wie hoch der Durchschnitt der Bildung in Deutschland ist, aber ich ahnte nicht, wie weit die allgemeine Bildung den Geist dieses

Digitized by Google

Abb. 70. Leo XIII., Papst 1878—1903.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Volkes entwickelt hat. Fast jeder Soldat hat ein Notizbuch, in das er seine Beobachtungen einträgt, und alle können schreiben."

Starke Heere, wie sie aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgehen, zu leiten, ist nur denkbar, wenn ihre Führer ohne Reibung zusammenwirken mit dem gesamten Bürgertum und einem selbstlosen, kenntnisreichen Beamtenstand. Solchen gewissenhaften Beamtenstand schaffen, ist aber bei weitem schwieriger, als neue Regimenter und Armeekorps aufstellen. Eine Mobilmachung ruft im Deutschen Reich die ganze Intelligenz der Nation ins Feld oder berührt sie doch nahe. Leichtherzig mögen sich andere Völker der Lust an Kriegsruhm hingeben oder dem Bedürfnis, einen Nachbar durch Waffengewalt von einer Beute wegzuscheuchen; „für uns Deutsche ist der Krieg ein trübes und beängstigendes Geschäft." —

Je mehr das deutsche Volk darauf ausging, in ernster Arbeit seine Wohlfahrt zu fördern und zu sichern, das Innere seines Hauses auszuschmücken, je höher, je bunter, je reicher das Leben flutete in der mit einem einzigen Schlag jugendlich gewordenen eigenen Welt, desto deutlicher trat eine besondere Art der Schichtung im Volkskörper zutage. Im Grunde freilich sonderten sich die Schichten nicht anders als in früheren Zeiten, aber die Grenzstriche erschienen dicker und schärfer gezogen und hoben sich unverwischbarer heraus. Gebieterisch verlangte die Lage der Dinge, daß die

Digitized by Google

Regierung auf deutschem Boden nicht erscheine als Büttel der obenstehenden Schichten, nein, daß sie in weitgehendster Weise für Gesundheit, Leben und Recht auch des geringsten Sohnes der Nation eintrete. Mit gemütlicher Vertiefung, mit einer Liebe ohnegleichen griff Wilhelm gerade nach der Aufgabe, die hier vorlag. Mancherlei traf zusammen, um seine Persönlichkeit gerade den Entwürfen nahe zu bringen, die auf das Wohl der arbeitenden Klassen abzielten: die Vorstellung von dem sittlich-religiösen Charakter des Königtums, der Anstoß, den die Wirtschaftspolitik des Reichs mit dem Jahr 1879 erhalten, und endlich die stete Begierde, etwas Nützliches zu tun, zu handeln ohne viele Worte.

Niemals blickten Menschenfreunde, einsichtige Arbeitgeber mit Gleichgültigkeit auf das Los derer, die man Arbeiter zu nennen pflegt. Allein der moderne Staat, „die großartigste sittliche Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts", mußte offenbar einen Schritt weitergehen und im Dienst seiner neuen sozialen Aufgabe seine Tätigkeit dahin entwickeln, daß er den Arbeiter vom Almosenempfänger auf die Stufe des Berechtigten hob. Dazu erschien notwendig, daß der Staat sich auf die Seite der Arbeiter stellte, sich einen Teil ihrer Forderungen aneignete und damit jeder auflehnenden Richtung den Boden unter den Füßen wegzog. Kirche und Schule, bildend wirkende Vereine mögen das ihrige beitragen, der Staat aber wandte sich seinem eigensten Gebiete zu: Sicherstellung und Veredlung des materiellen Daseins; Förderung des Wohlergehens aller seiner Mitglieder, namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen.

Schon in der Thronrede vom 15. Februar 1881 und in den nächsten Vorlagen war von der Heilung sozialer Schäden die Rede gewesen, aber erst mit der Botschaft vom 17. November 1881 trat das soziale persönliche Kaisertum vor die Vertreter des Volks, vor den Reichstag. Auf Krankheitsversicherung, auf Versicherung bei Unfällen, auf Versorgung im Alter und bei Invalidität wurde mit eindringlichen Worten hingewiesen: „Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe aufs neue an das Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistands, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

Abb. 71 u. 72. Kaiserin Augusta und Kaiser Wilhelm I.
Bildnisse aus dem Jahre 1879.

Digitized by Google

Mit dieser seiner Tat, mit der schönsten Tat seines Lebens hat Wilhelm die Fürsorge für die Arbeiterwelt der kalten Sachlichkeit einer bloßen Regierungsmaßregel entzogen und sie zur wärmsten persönlichen Angelegenheit des Staatsoberhauptes gemacht. „Seitdem erst begriff die Nation ganz, was sie an ihrem Kaiser besaß.“ Auch in dem ärmsten deutschen Manne soll das Gefühl der Menschenwürde aufrecht erhalten, auch er soll den Gütern der Erde nahe gebracht werden. Die Begriffswelt in demselben Maße wie die Welt der Tatsachen hat damit eine Wandlung erfahren.

Der Anteil Bismarcks an allen diesen Sozialreformen ist gewiß bedeutend genug, aber die Hauptsache liegt doch darin, daß das Oberhaupt des Staates über Staaten die eigene Person identifizierte, gleichsam aufgehen ließ in dem neuen Staatszweck. Viele großartige Neuschöpfungen hat Wilhelm durch eigene Entschlüsse seit dem Programm vom November 1858, seit seinem Plan für Heeresreorganisation, seit seinem Fernbleiben vom deutschen Fürstentag, seit der Absage an den alten Deutschen Bund vom 9. April 1866, vieles hat er seit diesen Denktagen für des deutschen Volkes Wohl und Größe heraufgeführt, stets unerschöpfliche Tatkraft und Arbeitslust gezeigt, — einen ganzen Strom von Liebe aber, von gewissenhaftestem Anfassen einer neuen Seite der Regententätigkeit hat er zutage treten lassen mit der Botschaft, die dem deutschen Arbeitertum einen Vorsprung sicherte vor der Arbeiterschaft der ganzen Welt.

Dem ehrwürdigen Greis, der die achtzig schon weit hinter sich hatte, ist es zwar gelungen, das, was er zunächst anstrebte, emporzuheben: die äußere Lebenshaltung, den ganzen Lebensgang des Arbeiters; unversöhnt aber und dem nationalen Leben fremd werdend gingen die Arbeiterheere ihren Weg weiter. Die Kluft zwischen arm und reich, wenn auch da und dort überbrückt, blieb, erweitert zuzeiten auf der einen Seite durch Begehrlichkeit und Herrschsucht, auf der andern durch das Aufreizende, das vom Anschauen des Überflusses und Glanzes ausgeht. —

So hat Wilhelm drei große Aufgaben gelöst, drei Ziele erreicht, denen er mit klar bewußtem Willen nachstrebte: Bundesgenossenschaft mit den in Mitteleuropa sich nahe gerückten Staaten; Erhaltung einer schlagfertigen Armee mit Erbreiterung ihrer Grundlagen; Sicherstellung des Wohles der arbeitenden Klassen.

Nächst der Schaffung des Reichs, als des gemeinschaftlichen Bodens, sind diese drei Taten diejenigen, mit denen Wilhelm seiner Zeit den eigenen Stempel am deutlichsten aufdrückte, deren Erfolge er der Zukunft als wertvollste Erbschaft hinterließ. Der Weg zu den Taten aber führte durch Kämpfe, erregt durch Selbstsucht, ja durch Abfall vom nationalen Gedanken.

* * *

Die veränderte Grundrichtung der Zeit ließ sich nicht mehr verheimlichen. Denn jegliche Zeit, die in kräftigen Strichen ein Neues für das geistige und politische Leben ankündigt, legt für die eigene Schöpfungskraft Zeugnis ab dadurch, daß sie nicht stehen bleibt, sondern ihrerseits wieder die Vorbereitungsschule, die Geburtsstätte wird für eine neuerliche Abänderung des Bestehenden, für neue Anschauungen, für neue Ziele des im Aufsteigen begriffenen jungen Geschlechts. Gemeinhin sprechen sich derartige Bestrebungen aus durch Bildung von Parteien, in die sich Volksvertretung, Presse, Volkskreise spalten.

Immer sieghafter waren seit dem Jahr 1848 die Heere des liberalen Bürgertums vorwärts gedrungen. Jetzt, unmittelbar nach dem großen Krieg, hielten sie zweifellos im Reichstag wie in der Presse das Heft in der Hand. Der nationalliberalen Partei kam damals der Zahl nach ziemlich am nächsten die Partei des katholischen Zentrums, und nicht lange ließ dessen Stellungnahme auf sich warten. Alle anderen Parteien mochten diese und jene Nuancierungen aufweisen, von allen anderen mochte es gestattet sein, da und dort abzubröckeln; des Zentrums rechtes Kennzeichen, seine Stärke lag vom ersten Tage an darin, daß es als eine nicht antastbare Geschlossenheit erschien, lauter Offiziere in der Front mit einem gewaltigen Heerbann hinter sich. Trotz der

Digitized by Google

Abb. 73. Der Dom zu Köln.

Niederlage Frankreichs ſtand die Macht der an keine Nation gebundenen Kirche erhöht und zum Kampf gerüſtet da, jetzt um ſo mehr, als dies neue proteſtantiſche Kaiſertum ſchon durch bloßes Daſein zur Auflehnung reizte.

Der Kampf der Kirche um Befreiung von dem Aufſichtsrecht des modernen Staates iſt keine neue Erſcheinung. Freilich eine Kühnheit ohnegleichen lag darin, gerade jetzt den als Sieger daſtehenden Staat anzufallen. Allein die Kirche hatte ja auch einen Sieg mit einem neuen Dogma erfochten und — Kühnheit? Kühnheit lag ja im Geiſt der Zeit. Der Kampf ſelbſt ſchuf ſich eine überzeugungstreue, opferbereite Phalanx, die

Digitized by Google

mit jedem Wahltermin wuchs. Zunächst wurde die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes auf die Fahne geschrieben, dazu Anstellung der Geistlichen, Schulaufsicht.

Die bisherigen Gesetze des außerordentlich duldsamen Staates waren auf solchen Kampf nicht eingerichtet. Es galt neue Gesetze, Kampfgesetze, aufzustellen, um von der Abwehr allmählich zum Angriff übergehen zu können. So entstanden 1873 die Maigesetze: Kanzelparagraph, Jesuitengesetz, Zivilehe; endlich ein Schulaufsichtsgesetz und dasjenige über die Vorbildung und Anstellung von Geistlichen. Kaiser Wilhelm persönlich fühlte sich zweifellos in seinen Vorstellungen von Herrscherrecht durch die Ansprüche der Kirche, durch die Auflehnung der Bischöfe, durch die ganze Art des Kampfes aufs tiefste verletzt und sprach diese Empfindungen aus in einem am 3. September 1873 an Papst Pius IX. gerichteten Schreiben. Der Papst hatte die Regierung des Kaisers beschuldigt, auf die Vernichtung des Katholizismus auszugehen; er setze aber voraus, daß der Kaiser derlei Maßregeln nicht billige.

Gar nicht denkbar sei es, antwortete Wilhelm, daß seine Regierung Maßregeln ergreife, die er als Staatsoberhaupt nicht billige, und fährt dann fort: „Zu Meinem tiefen Schmerz hat ein Teil Meiner katholischen Untertanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen. Es ist nicht Meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige eines der christlichen Bekenntnisse bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu sein; wohl aber ist es Meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung Mir von Gott anvertraut ist, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren.

„Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann Ich nicht ohne Widerspruch übergehen, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papst angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und der Mehrzahl Meiner Untertanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unseren Herrn Jesum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit denen, welche den unseren nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen."

Die Kirchenpolitik seines Bruders hat Wilhelm ja von jeher abgelehnt. Aber sein protestantisches und staatliches Bewußtsein blieb allezeit stark, und er fühlte sich durch die konfessionellen Forderungen in seinem Herrschergefühle beleidigt.

An den alten Freund Grafen John Russell schreibt Wilhelm besonders bedeutungsvolle Zeilen am 18. Februar 1874: „Mir liegt die Führung Meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon früher deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wachsendem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Land der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg in unseren Tagen die Segnungen der Reformation, der Geistesfreiheit und die Autorität der Gesetze nicht bloß in Deutschland in Frage stellen würde."

Hätte der Streit von Macht gegen Macht, von Idee gegen Idee durch Regierungsmaßregeln und polizeiliche Fesselungen beigelegt werden können, so wäre wohl jetzt, nach den Maigesetzen, ein gewisser Stillstand eingetreten. Allein offenbar war der religiöse Idealismus unterschätzt worden. Und ein noch weit gewichtigerer Faktor trat dazu: die Regierung brauchte für ihre Wirtschaftspolitik Bundesgenossen, welche geeignet waren, die konservativen Elemente in dem Umschwung des Jahres 1879 zu verstärken. Ursprünglich mag sich ja der Staat die Kriegsrüstung angelegt haben, um für alle Zeiten die Entscheidung zwischen Staat und Kirche herbeizuführen. Schlag auf Schlag hatte man geführt, da und dort mochte man zu weit gegangen sein, um das neutrale Gebiet, das von jeher zwischen Staats- und Kirchengewalt lag, ganz für den Staat zu besetzen.

Digitized by Google

Abb. 74. Kaiser Wilhelm. Zeichnung von Anton v. Werner aus dem Jahre 1880.
Verlag von Paul Bette in Berlin.

Digitized by Google

Aber statt Unterwerfung und Versöhnung gewahrte man nur Entfremdung und Erbitterung. Konnte man es verantworten, daß die ganze Aufmerksamkeit auf die Bekämpfung der katholischen Kirche gerichtet blieb, daß alle anderen Aufgaben des Staats, vorab die wirtschaftlichen, zurücktreten mußten? So durfte die Sache nicht weitergehen.

Es war klar, ohne als Geschlagener zu erscheinen, konnte sich der Staat aus einem Teil des zwischen Staat und Kirche liegenden neutralen Grundes zurückziehen, große Errungenschaften vermochte er festzuhalten, weniger beherrschende Stellungen aufzugeben. Stück um Stück vollzog sich so vom Jahr 1880 ab der Abbruch der Maigesetze; das gesamte kirchliche Leben des katholischen Teils der Bevölkerung entwickelte sich frei von allen neugeschaffenen staatlichen Einsprachen. Durch das Zugeständnis eines gewissen Sonderlebens erwarb sich der Staat die Mitarbeiterschaft eines wertvollen Teils des Bürgertums, wenn auch eine prinzipielle Entscheidung für alle Zeiten nicht getroffen worden ist, auch nicht nach der zwischen Wilhelm und Papst Leo XIII. geführten Aussprache.

Abmessung des Machtbereiches, das ist es, was, wie die Vorkämpfer der Kirche, so auch die Häupter des immer stärker werdenden sozialdemokratischen Heerbanns zum Streit gegen den Staat geführt hat. Der Gedanke, der zugrunde lag, ist von jeher gewesen, solange es Kreuz und Elend und Mühsal unter den Menschenkindern gibt. Mächtig schäumte er auf in dem Arbeitertum zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, bis über die Mitte hinaus, kam er wieder zum Vorschein, indem er aus den Lehren des Sozialismus neue Waffen schmiedete. Jetzt, im Staat des allgemeinen geheimen Stimmrechts, brauchte er mit seinen Anforderungen nicht mehr hinter dem Berge zu halten. Und zunächst erschienen manche derselben berechtigt und menschlich selbstverständlich; erst allmählich ist in die Bewegung durch Berufsagitatoren ein düsterer Zug hereingetragen worden. Politische Forderungen begannen den wirtschaftlichen Standpunkt in den Hintergrund zu drängen. Für Wilhelms Empfinden schien von anfang an das Bedenkliche darin zu liegen, daß Gottesleugnung und Sozialdemokratie Hand in Hand gehen.

Überall auf der deutschen Erde begann es nach den großen Tagen von 1870 und 1871 aufs neue zu blühen, überall lockte neue Ernte. Eines schien sich fast gleich zu bleiben: Die Freudelosigkeit des kleinen Arbeiters, des Fabrikarbeiters insbesondere, dem es kaum jemals vergönnt ist, an einem fertigen Stück, als Erzeugnis seines persönlichen Fleißes, so wie der Handwerker es vermag, das Herz zu erlaben. Und zudem: die Menschen waren durch Sicherstellung und Erweiterung der Einzelrechte empfindlicher geworden; wo man früher ein fast Selbstverständliches zu erblicken gewohnt war, da entdeckte man jetzt Verletzungen, ungebührliche Überhebung. Das erzeugte Verbitterung, Haß und Begehrlichkeit.

Die Ziele der Sozialdemokratie, der Zukunftsstaat, blieben nach wie vor ein Rätsel. Phantasie und Romantik sind aber im deutschen Gemüt von jeher mächtig genug gewesen, um an den bestehenden Unklarheiten keinerlei Anstoß zu nehmen, um aus der sozialdemokratischen Lehre ein Stück Religion und Glaubenssatzung zu machen. Weiter und weiter schreitend, von Trugschluß zu Trugschluß, wurde in verwilderten Gemütern der Anarchismus großgezogen.

Aus Phantasten sind Fanatiker hervorgegangen, die in den Tagen des Mai und des Juni 1878 die Waffe gegen das greise Haupt Wilhelms erhoben. Es liegt eine eigene Art von Tragik in dem Gedanken, daß gerade der verurteilt schien, an einer der Folgen eigener Großherzigkeit zu verbluten, der als Oberster der zur deutschen Tat berufenen Schicksalsmänner eine neue Zeit heraufgeführt, die guten wie die unheimlichen Geister entfesselt hatte. — „Wenn wir zum Bessern steuern, will ich gerne geblutet haben," rief Wilhelm, seine tiefbetrübte Seele erquickend an der Liebe, die ihm von allen Seiten entgegenströmte. In der Tat, fast verjüngt durch die Prüfungen, fuhr der Kaiser fort, durch die ihm eigene Stetigkeit, durch die Majestät und Würde seines Auftretens der immer wachsenden Weltstellung seines Reichs auch den Glanz und den Schimmer hinzuzufügen.

Digitized by Google

König von Serbien. Herzog von Connaught. Erbgroßherzog von Baden. Prinz Wilhelm von Preußen. Herzog von Cambridge. Großherzog von Hessen. Deutscher Kronprinz.

Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar. Herzogin von Connaught. Kronprinz von Portugal. Prinzessin Irene von Hessen. Prinzessin Viktoria von Preußen. Großherzog von Weimar.

Prinzessin Viktoria von Hessen. Prinzessin Elisabeth von Hessen. Kaiser Wilhelm. König von Spanien. Deutsche Kronprinzessin. König von Sachsen. Prinz von Wales.

Abb. 75. Kaiser Wilhelm und seine fürstlichen Gäste in Homburg, 1883.

Digitized by Google

Längst war man damit umgegangen, die Ausschreitungen der Sozialdemokratie einzudämmen; nun schien Gefahr im Verzug. So entstand im Oktober 1878 das Sozialistengesetz, das wesentlich den Zweck verfolgte, die Parteiorganisation zu zerstören und an ihrer Stelle eine Zurückführung zu nationalen Gedanken anzubahnen. Es gelang das nicht und es schien sich zu bewahrheiten, was Bismarck über die Verblendung durch Parteileidenschaft überhaupt sagt: „Es mag ähnliches anderswo vorgekommen sein, doch weiß ich kein Land, wo das allgemeine Nationalgefühl und die Liebe zum Gesamtvaterland den Ausschreitungen der Parteileidenschaft so geringe Hindernisse bereitet wie bei uns.“ Vorerst aber blieb es für Wilhelm eine besonders ernste und heilige Sache, im Wege der Gesetzgebung die Bedingungen (S. 94) zu schaffen, welche geeignet waren, die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen zu erleichtern und zu veredeln.

* * *

Der Dreißigjährige Krieg hat ehemals alle Größe des deutschen Landes und Volkes weggefegt. Nichts hinterließ er als Armut, Schmutz, Ohnmacht. Eine Zeit der Leere und Öde kam, in der das Bürgertum alle Bestrebungen für Ansichschmückung des Lebens an die Fürstengewalt abgetreten hatte. Zum ersten Male wieder im Zeitalter Wilhelms legten die Wohnstätten im deutschen Land künstlerischen und architektonischen Schmuck an, laut Zeugnis zu geben von dem Schaffensdrang eines neuen deutschen Volkstums. Aus Kopf und Herz stiegen neue Bilder auf und gewannen Gestalt auf Höhen und im Tale, in Dorf und Stadt, im Schloß und in der Werkstätte, um die Zeit der Erschlaffung vergessen zu machen, um heute das Vaterland in derselben Schöne erscheinen zu lassen wie vorzeiten. Kaum eine einzige Stadt, die nicht einen neuen Ring um sich gelegt hätte; neue Betriebe, neue Arbeitshallen baute sich die Industrie. Und alles das vollzog sich mit einer gewissen Hast, als komme es darauf an, lange Versäumtes so schnell als möglich einzuholen.

„Was sind heute sieben Jahre?“ fragte Wilhelm, des Septennats gedenkend; „sieben Jahre bedeuten heute so viel, wie ehemals fünfzig.“ So schnell schien dem greisen Herrn die Zeit zu rennen gegenüber dem trägen Schleichen in seinen Mannesjahren. Seit dem Jahr 1859, wo der Anstoß gekommen, galt es ja dem deutschen Volk, noch mehr seit 1866 und 1870, Spanne um Spanne zu laufen und den anderen Völkern nachzurennen, die seit dem Krieg der dreißig Jahre dem deutschen um ein Jahrhundert voraus waren. — Ein rührender Zug von dem gewissenhaften Pflichtgefühl Wilhelms ist es nun, daß er nicht müde wurde, trotz seiner Jahre, mitzutun und das sich anzueignen, was seine Zeit im Sturmschritt gewonnen, nachdem er selbst ihr die Grundlagen zu neuem Leben geschaffen. Da gab es Reisen, um die Städte zu sehen, ihre neuen Schönheitsgürtel; Vorlesestunden bei den Trägern der Wissenschaft und Kunst; Teilnahme an volkstümlichen Festen.

Treue Berichte aus der nächsten Umgebung (Kraft v. Hohenlohe) erzählen uns, wie es Wilhelm nicht liebte, Wissen im Kopfe aufzuspeichern, rein nur um die Habe des Wissens an sich zu vermehren. Sobald aber nur eine bestimmte Richtung des Wissens praktische Verwertung verhieß, sei er der erste gewesen, der sich mühte, zuhörte, Notizen und Auszüge machte, um sich gerade über dies Gebiet des Wissens eine Herrschaft anzueignen. So habe er sich einem neuen Kursus über Rechtswissenschaft unterzogen einzig und allein zu dem Zweck, um aus eigenem Urteil die Entwürfe für neue Justizgesetze durcharbeiten zu können. — Bei den Nächststehenden war es eine bekannte Sache, daß, wenn der Kaiser sich irgendeinen Kunstgegenstand erwarb, ohne jegliche Beratung mit Fachmännern, er gewiß das Wertvollste und künstlerisch Bedeutendste nach Hause brachte. Ein sicheres Gefühl für das Einfache, Bedeutende, für das laut und rein zu den Sinnen Sprechende leitete ihn. Unklares, die von manchen Künstlern begünstigte Vielgestaltigkeit eines und desselben Gedankens, war ihm durchaus zuwider. Er konnte darin nichts anderes erblicken als Verwischung der einfachen Großheit.

Digitized by Google

Abb. 76. Kaiser Wilhelm I. und seine Schwester, Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. Aufnahme von M. Anzinger in Ems vom Jahre 1883.

Künstlerisch gedachten Bauten und Denkmälern gegenüber machte sich Wilhelms praktischer Blick besonders geltend. Er war es ja nicht, der für Wissenschaft, Literatur, Kunst Anstoß gab, neue Bahnen öffnete, aber er ging mit, wollte nicht zurückbleiben, trieb an, verhütete Unzuträglichkeiten durch sein natürliches Stilgefühl, verlieh die rechte Weihe durch seine persönliche Anteilnahme.

Nationale Festtage hatte das deutsche Volk seit dem Schillerfest des Jahres 1859 sich nur noch gegeben durch die Seelenerhebung, die emporwuchs aus dem Krieg gegen Frankreich. Das war recht die Zeit, in der auch die Großtaten der Vorväter dem lebenden Geschlecht deutlich vor Augen traten. Von frischem Hauch umweht wuchsen

Digitized by Google

Denkmale volkstümlicher Art aus dem Boden heraus. Und Wilhelm verherrlichte in allen Gauen des Vaterlands die Tage, welche den Marksteinen im Gang des Einigungswerks galten.

Hoch ragt im Teutoburger Wald, auf der Grotenburg in der Nähe von Detmold, das Denkmal Hermanns, des Cheruskers. — Am 6. August 1875 schreibt der Kaiser an Bismarck: „Meine Ruhe in Babelsberg wird nicht groß sein, da ich am 15. nach Detmold gehe, um am 16. das Hermannsdenkmal endlich vollenden zu sehen." — Wilhelm hat recht, „endlich" zu sagen. Jahrzehntelang blieb es die Sache eines opferfreudigen Künstlers, mit den denkbar knappsten Mitteln zu arbeiten, um den Gedanken nicht einschlafen zu lassen. Erst ein Beitrag des Reichstags hat das Werk gefördert, das durch seine hoheitsvolle Einfachheit mitten im Eichenwalde das Herz des Kaisers erfreut hat. Kurze Zeit vorher war das Nationaldenkmal für den Freiherrn Karl vom Stein nahe der Burg Stein in Nassau in Gegenwart des Kaisers enthüllt worden. Die Feier für den alten Patrioten aus den Tagen der Befreiung vom Fremdjoch leitete der Präsident des Reichstags Simson ein; Heinrich von Sybel hielt die Festrede. — Friedrich Wilhelm IV. hat mächtig das Werk zur Vollendung des Doms in Köln gefördert. Er war ja durch Jahrhunderte hindurch fast vergessen worden, geriet in Gefahr zu verfallen und zu versinken. Jetzt stand er da als eines der Lieblingskinder der deutschen Nation. Es war am 15. Oktober 1880, als der Kaiser, umgeben von den Fürsten und Vertretern des deutschen Volks, an die geweihte Stelle herantrat, um den Festtag zu verherrlichen durch Worte, dem ungetrübten Gottesfrieden geweiht.

Nirgends zeigt sich der neue Schmuck, den das Vaterland anlegte, so deutlich, so vielgestaltig als auf der Sonnenseite des von Deutschen bewohnten Gebiets, am Rhein. Hier sollte auch das Denkmal seinen Platz finden, das, in den Zeiten der Freude und des Dankes erstanden, der Zukunft Kunde bringen sollte von der glücklichen Beendigung des Kampfes, der Kaiser und Reich und die Einheit geschaffen. Da, wo der Niederwald mit weit sichtbarem Vorsprung an den vielumkämpften Strom herantritt, hatte man angefangen zu bauen und in sinniger Zusammenstellung der jugendlichen Germania ein Denkmal errichtet. Am 28. September 1883 sollte die Einweihung stattfinden. Tausende und Abertausende standen umher, füllten die Hänge des Bergs und die Ebene des Tals bis zum Ufer des Rheins, auf dem, flaggengeschmückt, die Schiffe Aufstellung genommen hatten. Allmählich legte sich das Brausen der versammelten Massen, um den Worten des Kaisers zu lauschen: Den spätesten Geschlechtern solle dies Denkmal von den Gefühlen des Dankes Zeugnis ablegen, die durch ganz Deutschland gehen; — er weihe dies Denkmal mit den Worten: Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung! — Aus der Hülle trat, von hellem Sonnenschein umflossen, die mächtige Gestalt der Germania.

Einige Tage später, am 4. Oktober 1883, schrieb Wilhelm an Bismarck, den Krankheit vom Feste ferngehalten hatte: „Ihr so lieber Brief, in welchem Sie mir leider, wenn auch nicht unerwartet, Ihr Ausbleiben von der Festlichkeit der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwald anzeigten, konnte mich nur schmerzlich berühren, noch mehr aber ist dies der Fall nach dem Gelingen dieser Feier. Dieselbe ist eine der gelungensten, die ich je erlebt, durch Anordnung, Durchführung, Grandiosität des Denkmals an sich, der unerwarteten Aufklärung des Wetters und vor allem durch die Gefühle, die namentlich diejenigen durchdrangen, die tätigen Anteil an den Kämpfen und Erfolgen nahmen, denen das Gebilde geweiht ist. Zu diesen gehören nun hauptsächlich Sie, als Herbeiführer dieser mächtigen Ereignisse und Leiter derselben zum grandiosen Frieden. Ihnen hiefür öffentlich von neuem meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen, wäre meinem Herzen ein dankbares Bedürfnis gewesen! Es sollte nicht sein, aber gedacht ist Ihrer vielfach geworden! — — Ihr dankbarer Wilhelm."

Zu Weihnachten 1883 übersandte der Kaiser an Bismarck ein Nachbildung des Niederwalddenkmals aus Bronze und erinnerte nochmals mit den Worten: „Der Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt und der Sie leider nicht

Digitized by Google

beiwohnen konnten!" Zugleich finde hier die Antwort Bismarcks vom 25. Dezember eine Stelle: „Eurer Majestät danke ich in Ehrfurcht und von ganzem Herzen für das huldreiche Weihnachtsgeschenk und insbesondere für die gnädigen Worte, welche dasselbe begleiteten. Sie gaben mir die volle Befriedigung, die ich auf dem Niederwald empfunden haben würde, wenn ich dem Feste hätte beiwohnen können. Eurer Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich höheren Wert als der Beifall aller anderen. Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat, denn Eurer Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der anderen aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Eurer Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eigenen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind."

Alle diese Feste erwiesen sich eindrucksvoll genug auf die gesamte mitlebende Welt, auf die Nachbarn, wie auf das deutsche Volk, das mehr und mehr seine Stellung im Weltverkehr ausbaute. — Längst war es in den Kreisen des deutschen Handels und der Industrie mit gerechtem Tadel bemerkt worden, daß das Beispiel, das seit 1865 Deutschland auf dem Wege zum Freihandel teils durch vertragsmäßige, teils durch freiwillige Verkehrserleichterungen gegeben, bei den Nachbarstaaten keinerlei Erwiderung oder Nachahmung finde. Und zudem: das Reich mußte eigene Einnahmen haben, durfte nicht länger ein lästiger Kostgänger bei den Einzelstaaten sein. Die Zeit des bequemen laisser faire laisser aller war vorüber; man mußte zum Schutz der heimischen Landwirtschaft, der Industrie und der gesamten nationalen Arbeit eintreten. Es geschah das durch den „Entwurf eines Gesetzes betreffend den Zolltarif des deutschen Zollgebiets", der im April 1879 dem Reichstag zuging. Redeschlachten wurden geschlagen, so heiß und lang, wie sie nur der Kulturkampf und der Streit um die Armee gesehen; kaum jemals hat sich Bismarcks scharf spaltende Geisteskraft in hellerem Lichte gezeigt. Im Juli 1879 ist das Gesetz mit der Frankensteinschen Klausel angenommen worden. Damit sind die Einzelstaaten mit ihrem Gedeihen an die Wohlfahrt des Reichs gebunden.

Vom 20. Juli 1879 schreibt Wilhelm an Bismarck vom Sommeraufenthalt in Mainau bei den badischen Herrschaften: „Vor allem aber muß ich Ihnen nun noch nachträglich Glück wünschen, zu dem Sieg, den Sie im Reichstag erfochten haben! Zu den vielen Siegen im Äußern tritt nun zu denen im Innern überhaupt noch dieser auf dem Finanzgebiet. Sie unternahmen es in ein Wespennest zu stechen, wobei ich Ihnen aus Überzeugung beitrat, wenn auch mit Bangigkeit, ob der erste Wurf gelingen würde. Ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Meinung ist wohl selten in so kurzer Zeit errungen worden, und man siehet, Sie trafen, nach ungeheurer Arbeit und Anstrengung, den Nagel auf den Kopf und wenn derselbe auch etwas beim Einschlagen bröckelte, so ist doch die Majorität von 160 Stimmen ein Triumph, der Ihnen manche schwere Stunde der Vorarbeit und des Kampfes versüßen wird. Das Vaterland wird Sie dafür segnen — wenn auch nicht die Opposition! Ihr dankbarer König Wilhelm."

In den Tagen, da eben der neue Zolltarif Platz griff, erscheint das deutsche Zollgebiet noch außerordentlich unvollständig. Noch galt es, die wichtigsten Seeplätze des politischen Deutschen Reichs, die alten Hansestädte Hamburg und Bremen, auch wirtschaftlich mit diesem Reich, mit ihrem deutschen Hinterland zu verknüpfen. Bisher fehlte noch das Zusammenfallen der wirtschaftlichen Einheit mit der politischen. Jahrzehnte schon dauerte das Hin und Her, der Streit wegen der Einbeziehung der beiden Seestädte in den Zollverein. Man warf namentlich den Hamburgern vor, daß sie früher ihre politische Ohnmacht oftmals demütigend zu fühlen bekommen hätten, während sie jetzt, seit Aufrichtung des Norddeutschen Bundes und vollends des Reichs, sich ausgiebigen Schutzes und dadurch glänzenden Aufschwungs erfreuten. Mancherlei Entgegenkommen von seiten des Reichs bezüglich Abgrenzung eines Freihafengebiets bei Hamburg wie bei Bremen schlug endlich durch; am 25. Mai 1881 kam der Zollanschlußvertrag mit Hamburg, etwas später auch mit Bremen zustande.

Digitized by Google

Abb. 77. Kronprinzeſſin Viktoria.
Aufnahme der Hofphotographen Reichard & Lindner in Berlin.

Jetzt erſt konnte die wunderbare geographiſche Lage der beiden Flußhäfen recht zur Geltung kommen. Bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erſcheinen Hamburg und Bremen ganz weſentlich als Außenhäfen von London und Liverpool, beſtimmt, die engliſchen Waren in das deutſche Hinterland weiter zu befördern. Und jetzt innerhalb weniger Jahrzehnte dieſer märchenhafte Aufſchwung! Selbſt zur

Digitized by Google

Abb. 78. Kronprinz Friedrich Wilhelm.
Aufnahme der Hofphotographen Reichard & Lindner in Berlin.

Zeit der höchsten Blüte der Hansa mögen die mit den kühnsten Hoffnungen in die Zukunft blickenden Kaufherren Hamburgs es sich nicht haben träumen lassen, daß ihre Heimatstadt einstens aufsteigen könnte zum mächtigsten Sector des europäischen Kontinents, nahezu von ganz Europa. — Und das mit natürlicher Folgerichtigkeit. Zunächst nach der Entdeckung von Amerika standen im Vordergrund die Häfen, die ihr Angesicht am nächsten und am direktesten dem neuen Weltteil zukehren, die Häfen von Spanien und Portugal. Allmählich wanderte die Bedeutung der Welthäfen immer mehr dem Osten,

Digitized by Google

dem massigen Kern des europäischen Festlandes zu; die Seeplätze in Frankreich, in den Niederlanden, in England kamen an die Reihe. Es ist wunderlich, daß gerade die auf einer Insel, in England, gelegenen Häfen, die Häfen ohne eigenes großes Hinterland, ihr Übergewicht am längsten zu behaupten und am wirksamsten auszunutzen verstanden. Und zwar lediglich dadurch, daß sie mit Hilfe und durch Vermittlung der deutschen Nordseehäfen den deutschen Boden zum Hinterland für die englischen Seeplätze machten.

Jetzt, nach Beendigung solcher wirtschaftlichen Mißhandlung Deutschlands, wanderte die Bedeutung der Welthäfen wieder, und zwar von neuem nach Osten; französische, niederländische, englische Plätze verloren und sahen sich gezwungen, Wesentliches von ihrer Bedeutung an die deutschen Nordseehäfen abzutreten, die viel günstiger als sie zum europäischen Festlandmassiv liegen. — Wie hatte doch alles ein anderes Gesicht bekommen an den Küsten und auf der Hochstraße der Meere seit den Taten Wilhelms, seiner Helfer und Berater vom Jahr 1858 an! Wenige Jahrzehnte vorher klagten die Reeder von Hamburg und Bremen, daß sich ihr Seehandel nur noch armselig hinschleppe, daß sich die Hamburger Flagge bald nur noch an den Gestaden der Ostsee werde blicken lassen dürfen. „Es handelt sich darum," schlossen sie, „ob wir überhaupt noch eine eigene Flagge werden führen können oder nicht." An Dänemark, an England wandte man sich um Schutz gegen die seeräuberischen Barbaresken; man dachte an eine Kriegsflotte aus Privatmitteln; vom Sultan von Marokko erkaufte man sich Schonung durch jährlichen Tribut.

Zum Ausbau der Bedeutung unserer Nordseehäfen gehörte noch die Herstellung des Nordostseekanals, an den man schon gedacht hatte, als im Jahr 1864 die ersten Pläne zur Erwerbung Schleswig-Holsteins aufstiegen. Jetzt ging man an die Ausführung; am 3. Juni 1887 hat der greise Kaiser eigenhändig den Grund zu dem Werke gelegt. — Erinnerungen aus fast einem Jahrhundert trug der Neunzigjährige an diesem festlichen Tage in die umgewandelte Zeit herein. Manch ein Vertreter der jungen Generation mag beim Anblick dieser ehrwürdigen Gestalt, dieses in nimmer müder Arbeitskraft und Fürsorge welk gewordenen Mannes sich zugernfen haben: Das ist der, dem jahrzehntelang die Seele schmerzte, daß sein preußisches und deutsches Vaterland durch die Abmachungen der Fremden nach den Befreiungskriegen zu ewiger Ohnmacht und Armut verurteilt sein sollte; das ist der Mann, dessen Meinung zu allen Zeiten dahin ging, daß das Denken einer Tat nicht schon eine vollendete Tat sei, dessen Wirklichkeitssinn sich von allen romantischen Unterstellungen abwandte, der vor keinem Seelenkampf, vor keinem äußeren Zerwürfnis zurückschente, um sein Preußen und damit Deutschland endlich auf die Stufe der Ebenbürtigkeit mit Österreich und jeder anderen Macht der Erde zu heben, dem die Vorsehung jetzt eine Stelle zugewiesen, die weit über sein erstes Streben und Planen hinausgeht; das ist der Mann, der die urkräftige Gesundheit seines Volks entdeckte und Vertrauen zu ihr faßte, der dies Volk wieder jugendlich und fähig machte, mit jedem anderen auf jedem Gebiet in Wettbewerb zu treten.

Vom Schwung der Zeit ließ sich Wilhelm selbst weitertragen, wohnte mit freudig bewegter Seele den Übungen der deutschen Flotte an und vernahm die wachsende Bedeutung des deutschen Namens in der außereuropäischen Welt.

Schon im Mai 1887 war die Anfrage an den Kaiser ergangen, ob er der Eröffnung der Arbeiten am Nordostseekanal anzuwohnen gedenke. „Warum denn nicht?" lautete seine Antwort; „ich will sehr gern dabei sein. Denn erstens sähe ich gern einmal die Provinz wieder, zweitens bin ich doch der, der den Nordostseekanal wieder ausgegraben hat gegen den alten Moltke und drittens, wenn Prinz Heinrich erst geheiratet hat, komme ich gar nicht mehr hin." Moltke wollte ja keinen Kanalbau, sondern das Geld auf Vermehrung der Flotte verwenden. — Vor dem rauhen Wind riet man dem Kaiser unter Deck zu gehen; er blieb aber auf der Kommandobrücke: „Das wäre noch besser," meinte er. „Die Matrosen wollen doch ihren Kaiser, den sie sowieso selten schauen, nicht in der Kajüte, sondern auf dem Verdeck sehen." Es war die letzte große nationale Feier, welcher der Kaiser angewohnt hat.

* * *

Digitized by Google

Abb. 79. Vier Hohenzollern-Generationen. Aufnahme aus dem Jahre 1882.

Eine Zeitlang, in den vierziger Jahren, als weder in Deutschland noch in Preußen ein eigener Wille zu entdecken war, schien es, als sollten Deutsche und Engländer sich mit ihren Interessen mehr und mehr verschmelzen, als sei die gegenseitige Bewunderung des geistigen Lebens, der literarischen Produktion bestimmt, ein aufrichtiges Einverständnis zwischen Deutschland und England hervorzurufen auch auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft. Jetzt aber mußten die Engländer sehen, wie die Deutschen voll jugendlicher Unternehmungslust daran gingen, die unvergleichliche Weltstellung ihrer Nordseeküste mit den tief einschneidenden Flußhäfen und dem weitgedehnten, leistungsfähigen Hinterland zu verwerten. Sprachgewandte deutsche Agenten zogen hinaus, um die Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen des Weltmarkts abzulauschen; Erfinder und kenntnisreiche Arbeiterheere begannen Massen von begehrenswerten Artikeln herzustellen. Ein Wettbewerb schärfster Art hatte sich schon seit einiger Zeit vorbereitet, jetzt trat

Digitized by Google

er auf den Plan. Und zwar auf allen Gebieten. Fremder und fremder stellte man sich in England allen Erscheinungen auf deutschem Boden gegenüber; ja, bald steigerte sich die öffentliche Meinung dort in eine außerordentlich feindselige Stimmung hinein. Dann und wann freilich klang es auch wieder wie Reue, wie Umkehr. Aber der Grundton blieb.

Auf englische Treibereien ist wohl auch zurückzuführen, was Kaiser Wilhelm am 6. August 1875 von Gastein an Bismarck schreibt: „Da Sie aber doch einmal von Geschäften Notiz genommen haben, so will ich Ihnen nicht länger einen Brief der Königin Viktoria vorenthalten, als Antwort auf einen Brief von mir. Ich schrieb ihr nämlich: nachdem ich Lord Derbys letzte Erklärung im Juni im Parlament gelesen hätte, daß ich in dieser Erklärung, welche die unglückseligen Kriegsgerüchte als unwahr, völlig aufgeklärt und der Vergessenheit übergeben, darstellte — doch nicht umhin könnte, die Äußerung gefunden zu haben, daß ihr Gouvernement doch an diese Äußerungen geglaubt und sich daher in ihrem Auftrag veranlaßt gesehen hätte, die bons offices bei uns zu beantragen, um eine Vermittlung anzubieten. So sehr ich nun der Königin Dank wisse, so freundschaftlich sich in der Art anzutragen, so hätte es mich doch geschmerzt, daß sie mich wirklich als europäischen Störenfried eine Zeitlang betrachtet hätte, da sie doch bei ihrer Kenntnis meines Charakters dies für unmöglich hätte halten sollen. Denn niemand mehr wie ich sei von der Ansicht durchdrungen, daß derjenige, der in Europa einen Krieg provoziere, die ganze öffentliche Stimme gegen sich haben werde, und daher keine Alliierte, keinen Neutral bienveillant, wohl aber Gegner haben werde.

„Die Äußerungen, die man dem F.-M. Moltke in den Mund lege, seien eine Ansicht, die jedermann bei Streit mit anderen habe, de se mettre en avantage, aber kein Politiker werde jemals, also auch er nicht, aus frivolen Gründen Europa in einen Krieg stürzen wollen!

„Auf diesen Passus meines Briefs antwortet die Königin: daß, ohne daß ich es wisse, auch andere Personen in meiner Nähe dergleichen Ansichten laut äußerten. Sie wolle aber darauf nicht weiter eingehen, da das Ganze der Vergessenheit übergeben sei. — Ich habe ihr für den übrigens so sehr freundschaftlichen Brief natürlich gedankt, und was jenen Passus beträfe, da sie keinen Namen genannt habe, auch keine weiteren Nachforschungen anstellen wolle."

Zu den letzten Worten findet sich die Randbemerkung Bismarcks: „tut mir leid". Er war ja auch sonst der Ansicht, daß man von England im allergünstigsten Fall „platonisches Wohlwollen und belehrende Zeitungsartikel" zu erwarten habe.

Recht bedenklich, meinte man auswärts, namentlich in England, erscheinen die Bestrebungen, auf die der Kaiser in seiner Proklamation vom 18. Januar 1871 hinweise: „Ein Mehrer an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Seitdem kenne man die Deutschen nicht mehr; auf allen Meeren begegne man ihrer Flagge, in alle Erdenwinkel drängen sie ein. Wie eine Art Merkwürdigkeit habe man seither diesen deutschen Wettbewerb betrachtet, jetzt beginne er gefährlichen Umfang anzunehmen.

Die Sache hatte schon beim Deutschen Zollverein angefangen. In seinen Kindheitstagen. Es ist ja eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß das Ausland in jeder Tätigkeit, bei der sich Preußen an die Spitze stellte, sofort auch die Vorbereitung werdender deutscher Einheit und Größe witterte. So ging es damals dem Zollverein; von London grollte es herüber: „Ihr habt nicht das Recht mit anderen deutschen Staaten Verträge zu schließen, die dem Handel Englands von größtem Nachteil werden können." Und später: vom Deutschen Zollverein wolle die englische Regierung überhaupt nichts mehr hören; kein englisches Ministerium könne jemals zugeben, daß Hannover und die Hansastädte dem Deutschen Zollverein beiträten. Natürlich, wenn es Österreich gelungen wäre, sich mit seinem ganzen Schwergewicht in den Zollverein einzudrängen, gar seine Führung zu übernehmen, dann wäre alles Mißtrauen des Auslandes beseitigt gewesen, dann hätte das wirtschaftliche Band alle politisch einigende und aufwärts führende Kraft verloren. Oben (S. 16) haben wir gesehen, wie zu den Rettern des Zollvereins vor österreichischer Verflachung in erster Linie Wilhelm zählte.

Digitized by Google

Nicht überall sah man den Deutschen Zollverein mit so scheelen Augen an. Zu Ende der dreißiger Jahre begrüßten die großen französischen Volkswirtschafter Chevalier und Michelot das Werk des Zollvereins als ein für das Wohl der Menschheit besonders wertvolles. Zu jener Zeit begann Michelot sein Buch über den Deutschen Zollverein zu schreiben und ruft schon mit den ersten Zeilen aus: „Das große Werk eines Freundschaftsbundes zwischen Deutschland und Frankreich, könnte es doch durch diese Zeilen

Abb. 80. Großherzog Friedrich von Baden.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.

gefördert werden!“ Ein fast prophetisches Auge verrät seine Schrift in den Worten: „Wenn diese Deutschen erst einmal vollständig geeinigt sind, so werden sie sich zum ersten Handelsvolk der Erde aufschwingen.“ Aus den bescheidenen Anfängen einer preußischen Flotte, meint Michelot, aus der winzigen Segelkorvette „Amazone“, könne bald eine beachtenswerte Kriegsmacht zur See herauswachsen.

Für England war es so bequem gewesen, diese vierzig Millionen Deutscher als großen, immer appetitreichen Magen so nahe vor der eigenen Haustür zu wissen, als braven, anspruchslosen Nachbar. Nächst der Tür saßen diese neuen Deutschen zum

Digitized by Google

Schrecken Englands immer noch und zu weiterem Schrecken und zu endloser Enttäuschung schienen diese stillen Nachbarn entschlossen zu sein, sich aller hergebrachten Anspruchslosigkeit entschlagen zu wollen. Wohin das noch führen könne, wohin die Anstrengungen der unersättlichen Preußen, der verwegen gewordenen Deutschen zielen, das enthüllte den englischen Landsleuten eine nicht ohne Geist geschriebene Phantasie aus der Feder eines englischen Patrioten: „Die Schlacht bei Dorking.“ Der durch seine Sorgen für das Vaterland und seine Beklemmungen fast verrückt gewordene Verfasser sucht durch einen Blick in die ferne Zukunft seine heutigen Landsleute vor der Expansionslust dieser Deutschen zu warnen: „Trotz aller Vorsichtsmaßregeln seitens der englischen Flotte sei es eben den Deutschen doch gelungen, mit einem gewaltigen Heer an der Südküste Englands festen Fuß zu fassen. Marsch auf London. Zu dessen Schutz habe sich auf den Höhen von Dorking die Streitmacht Englands aufgepflanzt. Vergebens. Jeder Widerstand sei niedergeworfen, ganz England vom Feind besetzt und ausgesogen worden; ohnmächtig, entehrt und verarmt müsse es unter den Nationen der Erde dastehen.“

Soweit der Traum; der Wirklichkeit aber fehlte es keineswegs an Kundgebungen der zahlreichen Franzosenfreunde unter dem englischen Volk, an Mahnungen, sofort in den Krieg gegen Deutschland einzutreten, bevor Frankreich vollständig am Boden liege. Einer der liberalen Führer glaubte den Helden der Straße entgegentreten zu müssen: jetzt, da kein französisches Landheer der englischen unbändigen Kriegslust zur Verfügung stehe, sei man natürlich gezwungen, das eigene englische Heer zu stärken. Mögen doch diejenigen, die so unermüdlich den „Kreuzzug gegen Deutschland“ predigen, noch die Einführung der Konskription oder der allgemeinen Wehrpflicht in England erleben, damit ihnen Gelegenheit geboten wird, die Taten, in die sie andere hineinhetzen wollen, selbst auszuführen! Es sei keine Kunst, den Krieg zu predigen, wenn man wisse, daß man zu Hause bleiben und in aller Sicherheit Leitartikel schreiben könne.

In England pflegt man ungemein streng über die Ehre anderer zu urteilen; so fehlte es von dorther nicht an salbungsvollen Mahnungen zur „Mäßigung im Glück“; der Liebhaberei, anderen Rat zu erteilen, wurde in der Presse weitester Raum vergönnt und man zeigte sich nicht wenig erbost, wenn Deutschland nicht hören wollte.

Verführerisch genug mag es ja zuzeiten für die deutschen Staatsmänner gewesen sein, nach solchen Erfolgen eine weitumspannende, vielleicht abenteuerliche Art von Weltpolitik einzuschlagen. Weltreiche sind ja ehemals geschaffen worden durch die Waffen, durch Bezwingung der anderen. Die deutsche Politik aber dachte an kein Weltreich irgendwelcher auf Waffen gegründeten Art. Am wenigsten Kaiser Wilhelm. — Fast ohne es bewußt zu suchen, war er von Etappe zu Etappe geführt worden von dem ersten mit klarem, geplanten Wollen ausgeführten Versuch, sein Preußen in eine Stellung der Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung mit Österreich zu heben. Gerade das Stetige, das Bürgerliche in seiner Art der Auffassung blieb die sicherste und festeste Umrahmung für die der deutschen Politik vorgezeichneten Bahnen. Räumliche Ausdehnung bis zu einer gewissen historischen Grenze, Fußfassen auch in anderen Weltteilen, das gehörte ja dazu, um einer Nation die ihrer Volkszahl entsprechende Bedeutung zu sichern. Aber seit lange hatte doch der nimmer rastende Weltgeist den Begriff „Weltreich“ umgeschaffen und diese seine Tat durch herbe Lehren zum Bewußtsein gebracht. Wird das deutsche Volk die ihm zugefallene Aufgabe richtig erfassen und lösen, sein Teil am Erziehungswerk der Menschheit in echt humanem Geist durchführen, von allen Seiten hochgehalten als Wächter des Friedens, als Zuflucht der Schwachen, als ein Bürge für die Rechte des Menschentums?

Im Wesen Wilhelms lag besonders ausgesprochen das Verurteilen jeglichen Judiehöhespielens ohne eine in gewissenhafter Weise geschaffene Grundlage. Und beim Schaffen neuer Grundlagen vermählten sich sein sicherer Takt, sein versöhnendes Wesen und sein feines Gefühl für die Zeit und ihre Forderungen mit dem scharf trennenden Verstand, mit der rasch zugreifenden Kühnheit seines Staatsmanns für die äußere Politik, Bismarcks. Die Eigenschaften beider Schicksalsmänner erschienen als notwendig für die neuen Ziele; bald wird die Tätigkeit des einen, bald die des andern in den Vordergrund gerückt. —

Digitized by Google

Abb. 81. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald von Johannes Schilling.

Digitized by Google

Unermüdlich beschäftigte sich Wilhelm mit der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Rußland, zu Frankreich, zu den südeuropäischen Ländern. Gegen die Weihnachtszeit 1883 schreibt er an Bismarck: „Nachdem mein Sohn in dieser Nacht seine Rückreise in die Heimat angetreten hat, müssen wir uns Glück wünschen, daß dieser bedeutungsvolle Schachzug nach Ihrer, wie immer, richtigen Vorhersicht, so glücklich in allen Teilen abgelaufen ist. Es war in Spanien und Italien ein wahrer Triumphzug, den mein Sohn im Süden Europas vollzog, ein Glück, daß er mit 52 Jahren ein gereifter Mann ist, so daß ein solcher Succeß ihm den Kopf nicht verdrehen kann! Ihr letzter Brief vom 17. d. M. auf eine von mir aufgeworfene Frage, im Vatikan doch einige Sicherheit über das Eingehen auf die projektierte Visite meines Sohnes sich zu verschaffen, gab eine so lichtvolle Abhandlung über das pro et contra dieser Demarche, daß ich nur bedauern konnte, Sie zu dieser Arbeit verleitet zu haben. Dies pro et contra hatte ich, gleich Ihnen, selbst erörtert. Da ich aber nicht zum Beschluß mich allein entscheiden konnte, entstand diese Rückfrage bei Ihnen. Leider kam Ihre Antwort eine Stunde, nachdem der Telegraph bereits die Sache nach Ihrem Gutachten entschieden hatte, wodurch, wie gesagt, Ihre Arbeit leider überflüssig geworden war, wofür ich nochmals Ihre Nachsicht in Anspruch nehme."

In demselben Brief kommt Wilhelm auf den Fürsten Orloff zu sprechen, der nach der Absicht Kaiser Alexanders III. und seines Ministers Giers zum russischen Gesandten in Berlin bestimmt war. Wilhelm zweifelt, ob damit der richtige Mann geschickt wird, und fährt fort: „Ich weiß von lange her, daß Sie mit ihm befreundet sind und ihn sehr hoch stellen und daher das Projekt, ihn in Berlin zu besitzen, befürworten würden, wie Sie mir dies auseinandersetzen. Doch glaube ich Ihnen meine Ansicht nicht verschweigen zu sollen, da bei den unsicheren politischen und innern Zuständen Rußlands das remuante Wesen Orloffs keine Beruhigung der Stimmung bei uns gegen sein Land erzeugen würde. Sein, wie Sie mir schreiben, Drängen zum Posten in Berlin, nachdem er eine so vorragende Stellung in dem, nebenbei viel amusantern Paris hat, verstehe ich nur insofern, als Berlin, dank Ihrer mir stets als richtig sich erweisenden Politik, eine so hohe Stellung in der Welt erlangt, daß jeder fähige Diplomat hier tätig sein möchte!"

Bald nach dem Neujahr 1884 schreibt Wilhelm an Bismarck, daß er seine Bedenken gegen Orloff fallen lassen wolle: „Während also im Osten sich die Dinge bessern — bis auf die innern Zustände Rußlands —, sehen die Dinge im Westen desto übler aus. Frankreich in seiner unüberlegten Kolonialpolitik vergeudet Summen und Menschen, obgleich es schließlich obsiegt, wie es scheint. England wird in seiner ägyptischen Politik die Folgen seiner einseitigen Politik von Alexandrien an, jetzt einsehen lernen, und doch zuletzt das tun, was es sich verschworen hat, nicht tun zu wollen, d. h. Ägypten auf die eine oder andere Art verschlucken! In Spanien scheint unser kleiner Freund (Alfons XII.) schweren Tagen entgegen zu gehen. Mehreremal hat er mir versichert, er werde im Kampf in seinem Lande eher sein Leben einsetzen als fléchir. Er könnte aber eher einer Entthronung unterliegen als sein Leben opfern. „Qui vivra, verra," sagte mir Metternich in London 1848 und dachte wohl an eine bessere Zukunft noch für sich!"

Neues war seit den Jahrzehnten vom Jahr 1866 in reichem Maß in die deutsche Welt hereingetragen worden. Zu dem Neuesten und am wenigsten Erwarteten gehörte das Wehen der deutschen Flagge auf allen Meeren und an allen Küsten; — den Fremden zumeist unerwünscht, eine Herzensfreude aber für die über die ganze Erde zerstreuten Deutschen.

Schon durch die Siege aus den Jahren 1870 und 1871 fühlten sie sich mächtig gehoben. Man sage nicht, die Brutalität des Kriegs vermöge nur abzustoßen; nein, die in der Prüfung des Kriegs zutage tretende Unternehmungslust, Volksgesundheit, Tatkraft, Sterbefreudigkeit vermögen mächtig die Seelen der Landsleute zu erheben, mit Stolz auf das gemeinschaftliche Vaterland zu erfüllen. — Aus Buenos Ayres wird vom 28. September 1870 berichtet: „Der Jubel, der Stolz, die Freude der Deutschen erreichten ihren Gipfel, als gestern Nachrichten über Sedan und die Siege vorher ankamen." Und Kaspar Butz, der liederreiche Flüchtling aus dem Jahr 1848, singt in Chicago:

Digitized by Google

O, große Zeit! Wir wachsen mit bei jedem deutschen Siege,
Wir bebten, ob der deutsche Aar sein Ziel auch stolz erstiege;
Wir fühlten, daß ein Vaterland, dem wir noch nicht verloren,
Aus jenem grimmen Männerkampf für uns auch ward geboren.

An den Ufern des Weltmeers, soweit der Handel die Schiffe trägt, bis in die fernsten Winkel hinein, saßen von jeher Deutsche. Jetzt vermehrten sich durch wachsende Unternehmungslust ihre Scharen und sahen sich beglückt und gehoben durch den Anblick der deutschen Flagge auf Kriegsschiffen sowohl als auf den Fahrzeugen mächtiger Handelsgesellschaften, die, wie der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, zwar früher schon gegründet worden waren, aber nun von Tag zu Tag neuen Aufschwung nahmen. Das sind die Jahre, die neues stolzes Selbstbewußtsein in den Völkerstrom gossen, der Millionen Deutscher nach den Vereinigten Staaten geführt und zu tüchtigen amerikanischen Bürgern gewandelt hatte; das sind die Jahre, in denen die ehrwürdige Gestalt Wilhelms den Mittelpunkt bildete für die Sehnsucht der Deutschen im Ausland; das sind die Jahre, in denen sich die Deutschen aus der Weltferne aufmachten zur Wallfahrt nach Berlin, den Kaiser zu sehen von Angesicht zu Angesicht. In solcher Zeit begaben sich Karl Schurz und andere Achtundvierziger auf Pilgerschaft, um mit eigenen Augen das neue Deutsche Reich zu sehen, seinen Boden wieder zu betreten, sich zu erlaben an seiner Macht, an seiner unverdrossenen Arbeit, an seinem Glanz und Ruhm. In solcher Freude an dem Jetzt, in solchem Vergleichen, in solchem Durcheinanderwerfen von Einst und Jetzt mag zugleich eine Versöhnung zwischen dem nun Erreichten und dem im Frühlingssturm Angestrebten zu erblicken sein.

Geradezu rührend ist es zu betrachten, in welch bescheidener Weise sich, zunächst in der preußischen Politik, der Gedanke ans Licht getraute, es könnte am Ende auch ein Stück der weiten Außenwelt für Deutschland bestimmt sein. Während der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sprach man in Preußen davon, „eine Insel“ irgendwo erwerben zu wollen. Mit billigen Ratschlägen stellte sich England ein. So wurde natürlich nichts aus der Sache. Erst als das Reich gegründet war, begann der Deutsche kecker in die Welt zu blicken und nicht mehr platonisch nur zu wünschen; erst als durch Wilhelms wachsame Fürsorge der schlagfertige Bestand des Landheeres gesichert war, lenkte man die Gedanken weiter hinaus auf das Weltmeer, auf die Flotte, auf feste Stationen in anderen Weltteilen, auf Kolonien.

Je mehr die deutsche Politik es sich zum Grundsatz gemacht hatte, keine weiteren Dehnungen der Grenzen in Europa zu suchen, desto selbstverständlicher erschien anderwärtige Gebietserweiterung durch ein überseeisches Deutschland. Denn das jugendliche Reich braucht Spielraum für den neu erwachten Unternehmungsgeist, Platz für die wachsenden Kinderscharen; es muß seiner Industrie neue Märkte eröffnen, den weltumspannenden Schiffahrtslinien Kohlenstationen bieten.

Fast wie ein Scherz klingt es, wenn in diesen Anfangsstadien deutscher Kolonialpolitik Wilhelm sagte: Erst jetzt vermöge er dem Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke wieder ehrlich und keck ins Gesicht zu sehen. Angefangenes, früher schon Gedachtes vollenden, in die Tat übersetzen, darin erblickte ja der Kaiser recht eigentlich ein Stück seines Lebensberufs.

Viel weiter als die Pläne deutscher Politik waren deutsche Forscher und Missionare auf dem Boden Afrikas vorgedrungen. Zusammen mit etlichen Handelsfirmen stellten sie bisher die alleinigen Vertreter des deutschen Volkes dar, welche der Aufgabe nachkamen, die ein Kennzeichen für jede große Nation bildet, der Aufgabe nämlich, an der Erziehung des Menschengeschlechts mitzuarbeiten auch in den entlegensten Erdenwinkeln. — Das war die Lage der Dinge, als Nachrichten eintrafen, nach denen Missionare sowohl als Handelsunternehmungen in Afrika den Eingeborenen gegenüber ins Gedränge gekommen seien. Im Frühjahr 1884 gingen von Berlin die ersten Kundgebungen in die Welt hinaus, welche die Kolonialbehörden der fremden Mächte von der Absicht des Deutschen Reichs unterrichteten, daß es damit ungehe, gewisse Landstriche in Afrika für eigenen Besitz sicher zu stellen. Zunächst handelte es sich um Lüderitzland und Angra-

Digitized by Google

Pequena in Südwestafrika, um Togoland und Kamerun; kurze Zeit darauf kamen Ostafrika, ein Gebiet auf Neu-Guinea mit den benachbarten Inseln dazu.

Feste Gestalt gewannen die deutschen Besitzergreifungen durch die deutsch-englischen Staatsverträge von 1885, 1886 und 1887, durch welche die Interessensphären zwischen England, Deutschland und dem Sultan von Zanzibar abgegrenzt wurden. Das gute Einvernehmen des Deutschen Reichs mit Frankreich eben in diesen achtziger Jahren erleichterte nach allen Seiten hin die Anfänge deutscher Kolonialpolitik. — Das, was man in Deutschland schon lange suchte, irgendeine Erdscholle am Weltmeer, nach welcher der Abfluß der stets wachsenden Bevölkerung und der Drang jugendlicher Unternehmungslust gewiesen werden könnten, das hat sich freilich mit diesen überseeischen Schutzgebieten nicht gefunden. Auch Reichtümer nicht, die mit leichter Mühe einzuernten waren. Deshalb gehörte es bald zum modischen Ton, in geringschätziger Weise von dem Bemühen der deutschen Kolonialpolitik zu sprechen. Erst mit der Zeit wußte sich die Ansicht einen Platz zu erobern, nach der es kein einziges Stück Boden auf Gottes weiter Erde gibt, das nicht durch Menschenfleiß und Menschenkunst zu einem wünschenswerten Besitz umgewandelt werden könnte, wenn nur die eine Bedingung zutrifft, daß dies Stück Boden mit dem Weltmeer in günstige Verbindung gebracht werden kann.

Gewiß, diese Kolonialpolitik war noch tastend und ist zum Teil unsicher genug geblieben; aber sie gehört mit zu den Kennzeichen, welche die Zeit Wilhelms für die Völker zu einer so fremdartig neuen machten. Denn ihren ausgeprägtesten Stempel erhält diese Zeit dadurch, daß sie die Herausbildung der Deutschen zu einer der ersten Seefahrernationen der Erde mit sich brachte.

* * *

Ungesuchte Größe.

Nicht allzu viele, aber doch etliche Paare von Männern weiß die Geschichte vorzuführen, die sich voneinander nicht trennen lassen, die in ihrem geschichtlichen Wirken voneinander leihen, die zur Höhe zu steigen vermochten eben dadurch, daß sie zusammen arbeiteten. — Wahrhaftig, wir Deutsche können nicht den einen unserer zwei großen Dichter nennen, ohne zugleich an den anderen zu denken; wir können nicht von der sittlichen Hoheit Friedrich Schillers reden, ohne zugleich die Lichtgestalt Goethes herauf-

Abb. 82. Heimkehr der Krieger. Relief vom Niederwalddenkmal.

Digitized by Google

Abb. 83. Kaiser Wilhelm, umgeben von deutschen Fürsten und Heerführern.
Mitteilung des Reliefs vom Niederwalddenkmal.

zuführen, der zwei Jahrzehnte nach Schillers Tod gesagt hat: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren herum, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich doch freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, über die sie streiten können."

Die Natur ist mit ihren Ritterschlägen nicht so freigebig; Jahrhunderte will sie zuweilen feiern. Nach langem Ausruhen hat der deutsche Boden jenes große Dichterpaar zur Umgestaltung der geistigen Welt hervorgebracht und nach einer Pause das Männerpaar, von dem ein Wandel im Reich der politischen und sozialen Gedanken und zugleich eine gewaltige Machtverschiebung ausgegangen ist: jene weithin sichtbare Königsgestalt, in die moderne Zeit sich schickend, aber zugleich erprobtes Altes in sie hineintragend, ein Mittelpunkt für alle Strebenden, in ihrem stetigen, gemessenen, zuverlässigen Wesen eine Stütze für alle Wankenden; — und den Staatsmann, der sich freimütig zu seinen Zielen bekennt, in dem der König den mit Seherblick in die Zukunft schauenden Wachmann und allezeit schlagfertigen Streiter fand. Beide Männer deckten sich gegenseitig mit ihren Schilden, nachdem sie zusammengeführt waren durch den gemeinschaftlichen Gedanken von der Notwendigkeit alsbaldigen Losringens aus österreichischer Obergewalt. Dieser eine Schlag aber regte tausend Gedanken auf und weckte sie zu neuem Leben: alte Schmerzen, alte Sehnsucht, der Väter Denkarbeit; so stellte sich der deutsche Gedanke ein als mächtigster Bundesgenosse.

Was wunderselten sich in deutscher Geschichte ereignete: die rechte Zeit hatte die rechten Männer zusammengeführt; ohne die gemeinschaftliche Arbeit von Wilhelm und Bismarck war das Werden einer neuen Zeit nicht denkbar.

Bismarck erzählt von seinem siebzigsten Geburtstag, der sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum in sich schloß: „Die freudige Art, mit welcher der Kaiser 1885 bei meiner fünfzigjährigen Dienstfeier die mir gebrachten Huldigungen nicht befahl und anordnete, aber zuließ und mitmachte, stellte auch für das Publikum und die Geschichte diesen königlichen und vornehmen Charakter in das richtige Licht. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke einer Eifersucht auf seinen Diener und Untertanen in den Sinn und nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein." — In der

Digitized by Google

Tat, länger als ein Vierteljahrhundert hat Wilhelm die dämonische Größe eines Geistes voll Schaffenskraft und Schaffensdrang neben sich ertragen und sich überwunden, auf geniale rasche Sprünge einzugehen, mit denen sich der haushälterisch und sicher von Schritt zu Schritt Rechnende nur allmählich vertraut machen konnte. Er hat das getan, gestärkt und getröstet durch das königliche Bewußtsein, daß er von der eigenen Stetigkeit und Sicherheit soviel auf den Mitarbeiter übertrage, um die Bahn über des Messers Schneide zu erleichtern und zu kürzen.

Gegensätze gab es darum doch noch genug. Bis in die letzten Jahre hinaus. Das innerlich Große arbeitet sich aber bei Wilhelm immer wieder empor, wenn vielleicht auch, wie bei der letzten Entscheidung zum Kriegsentschluß, nach gewaltigem Seelenkampf; es arbeitet sich das Bewußtsein durch, daß er eine Ergänzung des eigenen Selbst, des eigenen Innenlebens bedürfe, wie es anderseits auch im Bewußtsein Bismarcks lag, daß er Großes nur leisten könne, wenn die eigenen Pläne geläutert und gesiebt würden durch diesen schlichten, klaren Wirklichkeitssinn, durch dieses lautere Gemüt. Neidlos hat des Königs Seele den erfinderischen Berater neben sich ertragen, den Geist, der ihm von der Bürde des höchsten Amtes vieles, aber nicht die letzten Bitternisse — die Verantwortung, abnehmen konnte und auch nicht durfte.

Die Symbolik, der Wilhelm bei der Krönung in Königsberg durch Erfassen der Krone mit eigener Hand vom Altar weg huldigte, die überhaupt seiner Denkungsart nicht ganz fremd war, diese Symbolik rief ihm stets, und gerade in den schwersten Stunden seinen göttlichen Auftrag zurück. Wie oft, bevor er sich zum letzten Entschluß niedersetzte, mußte er, der sich so gründlich durch die Jahrzehnte hindurch umgedacht hatte, nochmals sich umdenken, um in das Fahrwasser einlenken zu können, das ihm jetzt als das von der Zeit gebotene, als das zum Ziel führende dargestellt wurde! Immer wieder hat er das getan, die letzte Entscheidung bei sich selbst erwägend. Aus solchen Gedankenreihen heraus war es ihm möglich, anderen, ohne Eifersucht, Großes zu überlassen, auch dann, wenn diese anderen Bahnen gingen, die er nicht eingeschlagen hätte.

Ausfluß seiner besonderen Art zu denken und zu handeln war es auch, daß Wilhelm keinen vertrauten Ratgeber brauchen konnte, der ihm in allen Dingen, ohne Unterschied des Fachs, seinen Rat gab. Die Stellung eines Kardinals Richelieu, auch die eines Metternich, erscheint damit als Sache vollständiger Unmöglichkeit. Jeder einzelne Berater erschien bei Wilhelm nur als Fachmann. Und keiner dieser Fachmänner hatte sich jemals seinen Weg zum Monarchen über einen „Vertrauten“ weg zu bahnen. Als Gattin mag Augusta bei einzelnen Schritten Einfluß gehabt haben; doch niemals bei ernsten Entscheidungen und auf die Dauer. Dasselbe gilt vom Kronprinzen.

Bismarck seinerseits war kein bequemer Diener. Er wollte ertragen sein. Das mag bei Wilhelm durch die Geduld des höheren Alters als erleichtert erscheinen und durch die Überzeugung, daß aus dieser Art, die Gewalt und List zu Hilfe nahm, doch im Grund der Seele ein treuer Sinn sprach, ein Geist, der sich im Dienst seines Herrn, in der Sorge für Preußens und Deutschlands Wohlfahrt, für seine Ehre und seinen Ruhm aufzehrte, der den Kampf liebte um des hohen Einsatzes willen. Schweres verlangte der Kanzler von seinem Herrn; immer wieder kam er, sein Gewissen, seinen Verantwortlichkeitssinn zu belasten. Daß sich Wilhelm oft lange sträubte und den Ungeduldigen, der ihm gegenüberstand, fast zur Verzweiflung trieb, wie im Frühling 1866 und im Sommer 1870, gereicht ihm zur Ehre.

Nicht selten ist der Mann mit dem unbändigen Stolz und dem eisernen Willen in scharfen Gegensatz zu seinem Herrn getreten, zeigte er sich bereit, die Arbeit niederzulegen. Rührend ist es zu lesen, mit welcher Versöhnlichkeit, ja, wenn es sich nicht um eine so nüchterne Natur wie die Wilhelms handelte, könnte man sagen, mit welch leidenschaftlicher Liebe der König entgegenkam. — Vom 22. Februar 1869 schreibt er an Bismarck: „Wie können Sie nur daran denken, daß ich auf Ihren Gedanken eingehen könnte! Mein größtes Glück ist es ja, mit Ihnen zu leben und immer fest einverstanden zu sein! Wie können Sie sich Hypochondrien darüber machen, daß eine einzige Differenz Sie bis zum extremsten Schritt verleitet! — Ihr Name stehet in

Digitized by Google

Preußens Geschichte höher als der irgendeines anderen preußischen Staatsmanns. Den soll ich lassen? Niemals. Ruhe und Gebet wird alles ausgleichen. Ihr treuester Freund W." Herzenswärme und das Gefühl gegenseitiger Unentbehrlichkeit haben beide immer wieder zusammengeführt. Selbst dann geschah das, wenn Bismarck mit seinem hartnäckigsten, zugleich erfindungsreichsten Gegner, mit Augusta, zu kämpfen gehabt hatte. Gerade hier zeigte sich Wilhelms selbsteignes Wesen, seine abgerundete Ganzheit am augenfälligsten. Es mögen die beiden großen Männer letztmals ernstlich mit ihren Gegensätzen aufeinander gestoßen sein, als es sich für den am Alten hängenden Herrscher darum handelte, die überlieferte russische Waffenkameradschaft aufzugeben und das Bündnis mit Österreich (S. 88) einzuleiten. — Am 1. April 1885 zum 70. Geburtstag schreibt

Abb. 84. Enthüllung des Niederwalddenkmals am 28. September 1883.

Wilhelm an Bismarck: es freue ihn zu sehen, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für den Kanzler durch die Nation gehe. „Es freut mich das für Sie als eine wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund tun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung für ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt." — — „Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild (die Kaiserproklamation von A. v. Werner) noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben. Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen

Digitized by Google

Abb. 85. Kaiser Wilhelm in Baden-Baden.
Aufnahme vom Jahre 1884.

als über das Grab hinausdauernd, Ihr dankbarer, treu ergebener Kaiser und König Wilhelm."

In den letzten Lebensjahren Wilhelms kam es zwischen den zwei leitenden Geistern nicht mehr zu scharfem Konflikt, aber nach wie vor liefen in Wilhelms Hand alle Fäden zusammen, er führte die oberste Aufsicht, oder, wie Bismarck früher einmal sagte: er erfreute sich „väterlicher Leitung". — Von eigenem Reize ist es, den Abstufungen nachzugehen, auf denen allmählich eine wirkliche innere Freundschaft Wilhelms zu Bismarck sich aufbaut, wie Schritt für Schritt auch in Bismarck eine gewisse Herzenswärme neben der ursprünglichen Hingabe zum Ausdruck kommt. — „Ihr treu ergebener Wilhelm", „Ihr Wilhelm" nennt sich der König mit Vorliebe Bismarck gegenüber. Am 2. November 1868 schließt er seinen Brief, wohl erstmals, mit: „Ihr treuer Freund Wilhelm." Es handelt sich dabei um die Beseitigung des Defizits: „Für jetzt ist meinem Königsherzen ein furchtbar schwerer Entschluß erspart, der meinem Volke in diesem Augenblicke neue Lasten auferlegt hätte." — Nach dem Attentat am 13. Juli 1874 schließt Wilhelm sein Beileid- und Beglückwünschungsschreiben: „Ihr dankbarer König und Freund Wilhelm." Später: „Ihr treu ergebener Freund Wilhelm"; „Ihr ewig dankbarer König und Freund Wilhelm".

Mit einem Gefühle, gemischt aus Bangen und Bewunderung, blickte das Ausland auf die beiden großen Männer, die um Haupteslänge aus der Schar der Zeitgenossen emporragten. Das deutsche Volk aber verehrte in dem *Freundespaar, im Kaiser und im Kanzler*, die Vorkämpfer am Werk der Erlösung aus Zersplitterung, Bedeutungslosigkeit und fremdem Zwang. In der Gestalt des Kaisers kam ja die Einheit der Nation selbst zur deutlichsten Anschauung; er erschien als Schöpfer und Träger des Heiligtums, das die Nation sich erschaffen hatte. In demselben Maße, wie der Kaiser selbst zu einer vertrauten Freundeserscheinung wurde, in demselben Maße gewöhnte sich auch die Nation in die neue Zeit ein, in diese neue Welt des Denkens über sich selbst und über die anderen Völker. Damit ist *Wilhelm unter die Lehrmeister und Erzieher des deutschen Volkes* eingetreten. Ein Erzieher mit nachhaltigeren Wirkungen als der Große Kurfürst und als Friedrich der Große. Aber zugleich ein

Digitized by Google

Erzieher mit mehr geistiger Unterstützung, mit einem unvergleichlich hohen Hintergrund; denn auf der Geistesarbeit von Jahrzehnten, von Lessing, Schiller, Goethe an gerechnet, auf solchem Grunde durfte er aufbauen. —

Mit dem eigenen Umdenken hat Wilhelm auch die Vorsichtigsten der Nation, die Langsamsten gezwungen, sich umzudenken und sich in die Zeit zu schicken. Schwer war es nur, den rechten Augenblick und den rechten *ersten Entschluß* zu finden, um der neuen Zeit für ihren Einzug das Tor zu öffnen. Und dieser Augenblick, dieser schwerste Entschluß gipfelte in der Absage an das Österreich, das immer noch liebte, sich als einzige deutsche Großmacht aufzuspielen. War das einmal geschehen, so kam alles andere von selber. *Absage an Österreich und preußische Heeresorganisation*: das sind die beiden Taten, welche die neue Zeit heraufführten. Die eine der beiden grundlegenden Taten kam ungeteilt auf Wilhelms Rechnung, bei der anderen blieb Bismarck der Vorwärtsdränger, wenn auch der Entschluß lediglich beim König lag.

Die Heeresorganisation ging trotz Widerspruch und Verfeindung schon ihrer Vollendung entgegen, als im Sommer 1863 die *Einladung zum deutschen Fürstentag* in freundvetterlicher und biederer Weise erging. Niemals später haben sich wohl der König wie Bismarck so auf der Höhe ihrer Aufgabe, so durchdrungen von den Anforderungen der Zeit gezeigt, als in diesen Tagen. Wieder aufschieben? Jetzt mußte das entscheidende Wort fallen, das fühlten beide. Die Tat mochte nachfolgen. Es sind das die folgenschwersten Tage für die Geschichte des deutschen Volks seit den Anfangswochen des Jahres 1813; diese Sommertage, die Wilhelm und Bismarck in den *süddeutschen Bädern Gastein, Wildbad und Baden-Baden* verbrachten. Von der Bedeutung jener Tage haben wir schon länger gewußt, menschlich nahegerückt sind sie uns erst seit kurzem.

Nichts kennzeichnet die Eigenart Bismarcks besser, nichts sein rücksichtsloses Ausnützen des vom Geschick gebotenen Augenblicks, nichts besser das innere Binten Wilhelms beim Losreißen vom Alten, als die Stellungnahme zum Fürstentag im Sommer 1863. Darum findet sich wohl hier der schicklichste Platz, um die Einzelstriche in dem schon oben (S. 29 u. 38) angedeuteten Bilde auszuführen.

Bismarck erzählt uns: „In Gastein saß ich am 2. August 1863 in den Schwarzenbergschen Anlagen an der tiefen Schlucht der Ache unter den Tannen. Über mir befand sich ein Meisennest, und ich beobachtete mit der Uhr in der Hand, wie oft in der Minute der Vogel seinen Jungen eine Raupe oder anderes Ungeziefer zutrug. Während ich der nützlichen Tätigkeit dieser Tierchen zusah, bemerkte ich, daß auf der andern Seite der Schlucht, auf dem Schillerplatze, König Wilhelm allein auf einer Bank saß. Als die Zeit herangekommen war, mich zu dem Diner bei dem Könige anzuziehen, ging ich in meine Wohnung und fand dort ein Briefchen Sr. Majestät vor, des Inhalts, daß er mich auf dem Schillerplatze erwarten wolle, um wegen der Begegnung mit dem Kaiser (Franz Joseph) mit mir zu sprechen. Ich beeilte mich nach Möglichkeit, aber ehe ich das Königliche Quartier erreichte, hatte bereits eine Unterredung der beiden hohen Herren stattgefunden. Wenn ich mich weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein anderer gewesen."

Seiner Nierenbeschwerden halber hatte Wilhelm im Sommer 1863 die Kur in Karlsbad gebraucht. Den angegriffenen Körper zu stärken, sollte der nachfolgende *Aufenthalt in Gastein* dienen. Die Sorgen um den Gang der Dinge in Deutschland folgten auch hierher. Für den 2. August und den folgenden Tag sagte sich *Kaiser Franz Joseph* zu Besuch in Gastein an. Ohne Minister, in verwandtschaftlicher Vertraulichkeit. Schon früher verlautete einiges von einer Verabredung zwischen Österreich, Sachsen und Bayern wegen einer festeren Einigung Deutschlands. Es war nun zweifellos auf der Morgenpromenade am 3. August, als die Eröffnung des Kaisers an Wilhelm sich vollzog: Die Mitteilung über die geplante Zusammenkunft der deutschen Fürsten in Frankfurt a. M., um von ihrer Seite, ohne weitere Einleitung durch Minister, das zu tun, was zu tun war. Und dieser Unterredung bedauert Bismarck (es muß in

Digitized by Google

seinen Aufzeichnungen wohl 3. August heißen), nicht angewohnt zu haben. Sonst hätte er die „Überrumplung“, die „Ladung“ in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit augenblicklich aufgedeckt. Am selben 3. August abends reiste Franz Joseph wieder ab, nachdem er in Wilhelms Hände noch eine Denkschrift niedergelegt hatte zur näheren Begründung seiner Ansichten.

Am selben 3. August scheint auch die vom 31. Juli datierte Einladung von Wien an die deutschen Fürsten abgegangen zu sein. Am selben Abend des 3. August saßen König Wilhelm und Bismarck am Schreibtisch in Gastein, um ihre Einwendungen gegen den österreichischen Anschlag zu Papier zu bringen. Wilhelms Meinung ging insbesondere dahin, daß einer Entscheidung durch die versammelten Fürsten notwendig Ministerkonferenzen vorangehen müssen, um Gegensätze auszugleichen, Wege und Ziele klar zu legen, daß das alles in so kurzer Frist — die Fürsten sollten schon am 16. August in Frankfurt eintreffen — sich nicht vollziehen lasse. Die Idee im ganzen, selbständiges Eintreten der Fürsten, hatte Wilhelm nicht übel gefallen, und Bismarck bedurfte seiner ganzen Überredungsgabe, um den Anschlag Österreichs auf die Herabdrückung Preußens zur Mittelstaatsstellung deutlich zu machen und am 4. August eine Ablehnung der Einladung an die österreichische Regierung nach Wien abgehen zu lassen.

Prinz Kraft von Hohenlohe, als Flügeladjutant in Wilhelms nächster Umgebung auf dieser Reise, erzählt, am 11. oder 12. August sei die Abreise aus Gastein erfolgt; Übernachten in Salzburg, am nächsten Tag in München. König Max sei schon in Frankfurt, aber willens gewesen, zurückzukommen und den König von Preußen mit sich nach Frankfurt zu nehmen oder aber ihn bei der Weiterreise in Pforzheim abzufangen. Beides unterblieb. Aufgelauert aber wurde doch; ein Bote vom Großherzog von Mecklenburg wartete am Weg, um einen Brief zu überreichen, in dem der König flehentlich ersucht wurde, nach Frankfurt zu kommen, um der Opposition einen Halt zu geben. Wilhelm schlug das Ansuchen rund ab.

In Wildbad war der König Gast bei der Königinwitwe Elisabeth; von hier sollte es weitergehen zum Zusammentreffen mit Augusta in Baden-Baden. Zugleich traf in Wildbad die Nachricht ein, daß König Johann von Sachsen als Bote der versammelten Fürsten behufs mündlicher Einladung in Baden-Baden eintreffen werde. Aus schwäbischem Bericht wissen wir, wie kühl in Wildbad von seiten des Publikums der Empfang der Gäste war, und hören über die Abreise: „Es war schwierig gewesen, für Bismarck, dem ein eigener Wagen bestimmt war, einen solchen in Wildbad aufzutreiben. Die Hotelbesitzer hätten es für unpatriotisch gehalten, dem Feind der deutschen Einigung einen solchen zur Verfügung zu stellen. Mit Mühe wurde der Besitzer des Gasthofs zum ‚Rößle‘ zur Abtretung einer alten, mit zwei mageren Füchsen bespannten Kutsche bewogen. In dieser verließ der nachmalige Gründer des Deutschen Reichs das württembergische Schwarzwaldbad am gleichen Tage, an welchem Kronprinz Karl von Württemberg durch seine glänzenden Karossen und edlen Rappen in Frankfurt auf dem Fürstentag allgemeine Bewunderung erregte.“

Über die Höhen des Schwarzwalds hinüber ging es bald weiter, Baden-Baden zu. Unterwegs in Gernsbach aber wurde Wilhelm seiner diplomatischen und militärischen Umgebung doch entführt. Augusta, begleitet von ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, und von König Johann von Sachsen, fuhr dem Gatten in vierspännigem Wagen bis Gernsbach entgegen, nahm ihn zu sich auf den vierten Sitz und fort ging es, Baden-Baden zu. Der Prinz von Hohenlohe fügt in seinen Aufzeichnungen bei, als der Wagen mit den Fürstlichkeiten, bespannt mit trefflichen Rossen, fortrollte: „Wir sahen uns verdutzt an, Bismarck, Alvensleben und ich. Mit betrübten Gesichtern, wie die Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind; in stummer Resignation, folgten wir, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, nach Baden.“

War der König in Begleitung von Bismarck erschienen, so brachte jetzt Johann von Sachsen seinen Minister Beust mit. Der Hauptschlag aber auf die Entschlüsse Wilhelms wurde am Abend des 20. August geführt. „Alles Gefolge,“ fährt Hohenlohe fort, „war verbeten, also war der König Johann mit der Großherzogin und unserem

Digitized by Google

Abb. 86. Kaiser Wilhelm im Jahre 1885. Gemälde von Paul Bülow.

Digitized by Google

Königspaar allein. — Die Damen fürchteten einen entsetzlichen Bruderkrieg in Deutschland. Der sichere Untergang Preußens schien ihnen der natürliche Ausgang desselben." Was an diesem Teeabend verhandelt worden ist, wird wohl nie bekannt werden. Ohne Zweifel vereinigte sich die Kriegsbesorgnis der Damen mit dem Bemühen Johanns, den König von Preußen, den er wie einen Bruder liebe, vor offenbarem Verderben zu bewahren. Dazu schickten die Freunde Preußens auf dem Fürstentag dringende Mahnungen, doch nicht länger fern zu bleiben. — „Alle diese Stürme auf des Königs Gemüt waren zu viel für seine durch die Kuren angegriffenen Nerven. Anscheinend krank ward er in das Meßmersche Haus zurückgefahren. Erst ward der Arzt geholt, dann Bismarck. Unterdessen bestellte König Johann zum andern Morgen früh sechs Uhr einen Extrazug, um ihn und den König Wilhelm nach Frankfurt zu führen."

Der Tag hatte in seinem Verlauf bis gegen die Mitternachtsstunde des Entscheidenden genug gebracht. Die letzte Spitze aber fehlte noch. Bismarck trug aus Wilhelms Quartier die höflich gehaltene, in zitternden Zügen und herzlichen Worten redende, aber runde Absage an den König Johann heraus. Es war abends elf Uhr vorüber, als Bismarck, dies Schreiben in der Hand, in das Hotel des Königs von Sachsen eintrat und dessen Inhalt dem Minister vorlas. Beust ließ sich aber nicht überzeugen: Der Extrazug werde abbestellt werden, König Johann werde nochmals am nächsten Tage versuchen, den König von Preußen zu bereden. — „Da erklärte," sagt Hohenlohe weiter, „Bismarck mit voller Entschiedenheit dem Herrn v. Beust:

‚Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß, wenn morgen früh sechs Uhr der Expreßzug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um acht Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bett aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen anderen Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hereinzulassen.'

„Beust erwiderte, Preußen habe nicht das Recht, Truppen im Frieden nach Baden marschieren zu lassen, das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da fuhr Bismarck fort:

‚Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgültig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt ihr ihn schon krank gemacht. Morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert. Daß ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, solange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopf.'

„Damit endigten die Unterhandlungen und man trennte sich. Es wurde Befehl gegeben, daß Bismarck sowohl als auch ich sofort benachrichtigt werden sollten, wenn König Johann früh sechs Uhr nicht abgedampft wäre. Von dieser Verabredung erfuhr der König vorläufig nichts, ebensowenig von den energischen Worten, mit denen Bismarck den König von Sachsen zur Abreise bewogen hatte."

Das war die Stunde, Mitternacht zwischen dem 20. und 21. August 1863, in der Bismarck mit dem vollen Einsetzen seiner ganzen gewaltigen Persönlichkeit sich vor seinen König stellte, wie dieser ihn oftmals vorher schon durch seinen Namen und seine Freundschaft gedeckt hatte. — Es wird weiter berichtet, daß Hohenlohe seinen König am nächsten Morgen nach durchwachter Nacht höchst angegriffen im Frühstückszimmer angetroffen habe, „vor einer Tasse Kaffee sitzen, in der er gedankenlos mit dem Löffel herumrührte, ohne zu frühstücken. Er machte den Eindruck, als ob er vollständig gebrochen sei." Hohenlohe wußte Rat, um den tief Erschütterten auf andere Gedanken zu bringen. Er schlug für den folgenden Tag einen Ausflug nach Rastatt vor, um die preußischen Bataillone der dortigen, aus Österreichern, Preußen und Badenern gemischten Besatzung zu mustern. Vormittags traf man in Rastatt ein, „und mit leuchtendem Auge jagte der König zu Pferde vom Bahnhof in Rastatt nach dem Exerzierplatz; — an diesem Tage hätten die Truppen unter aller Würde exerzieren können, er wäre doch nicht unzufrieden gewesen".

Vorerst blieb der König mit seiner Umgebung noch einige Tage in Baden-Baden. Immer fester und zuversichtlicher wurde seine Stimmung, als hätte er einen Sieg

Digitized by Google

erfochten. Und er hatte einen erfochten: vielleicht den größten und folgenschwersten seines ganzen Lebens.

In diesen Tagen kamen Nachrichten aus Frankfurt, welche die Zerfahrenheit im Kongreß der Fürsten meldeten und das Fernbleiben als eine sehr glückliche Wahl erscheinen ließen. Und zu allem hin die Zeitungen aus Berlin und aus den preußischen Provinzen; — alle Parteien, bis in die Reihen der Fortschrittlichen hinein, voll Jubels darüber, daß sich der König und sein Minister der Lage so gewachsen und so tatkräftig gezeigt. Der Konflikt ging ja unversöhnt weiter, aber wie ein erster Sonnenstrahl, der den König und seinen Minister mit ihren Absichten in hellem Licht erscheinen ließ, wie ein das Dunkel aufklärender Blitz, so erschien dem Volksgemüt jetzt die Tat, die in Baden-Baden geschehen. Mit sicherem Ahnen fühlte es heraus: hier ist eine Schlacht für Preußen, für die deutsche Sache geschlagen und gewonnen worden. Und die freundlichere Stimmung hielt an, als der König, um Frankfurt herum, über Darmstadt, Aschaffenburg, Bamberg, nach Berlin zurückgekehrt war. Das ganze Volk schien froh zu sein, daß in der äußeren Politik eine Tat geschehen war.

Die Pläne für eine Machtverschiebung zugunsten Preußens, die der angefochtenen Heeresreorganisation zugrunde lagen, begannen von diesen Entscheidungstagen an deutlicher ins Licht zu treten und sich Freunde zu erwerben. Das war die Rolle, welche die süddeutschen Bäder in dem Gang der neuesten deutschen Geschichte bei einem ihrer großartigsten Wendepunkte gespielt haben. —

Die trockene Sachlichkeit, mit der, auf einen Gerüst von urkundlichen Nachweisen stehend, die Gestalt Wilhelms lange vor uns hingetreten ist, beginnt zu weichen. Gerade die neueren Darstellungen (Kr. v. Hohenlohe, E. Marcks, Berner) bringen sie uns menschlich näher; wir sehen Wilhelm in seiner ganzen sympathischen Erscheinung vor uns, wie frisches Leben durch seine Glieder rollt, atmend und wollend; um schwere Entschlüsse mit sich selbst ringend, der Gegenwart zugewandt mit klarem Wirklichkeitssinn, hellen Auges in die Zukunft blickend, tatkräftig und rücksichtslos in das Rad eingreifend, hier verlangsamend, dort vorwärts stoßend, und doch voll sicheren und zarten Feingefühls. Ein Mann, von dem wir, je näher wir ihm treten, fühlen, daß er Vorbild zugleich und Abbild deutschen Wesens ist, mit seiner Selbstbescheidung sowohl wie mit seinem Greifen nach dem Höchsten; Fleisch von unserem Fleisch, Seele von unserer Seele.

Wilhelms Verhältnis zur Nation hatte sich seit seiner zweimaligen Rettung aus Mörderhand noch persönlicher gestaltet, als jemals vorher; an jedem Geburtsfest und an anderen Gedenktagen kam das in rührendster und aufrichtigster Weise zum Ausdruck; der hohe Herr wurde mehr und mehr zur vertrauten Freundeserscheinung. Das war ein leibhaftiger, wirklicher König, wie ihn die Berliner, die Preußen liebten, eine Erscheinung, der man das Königsein ansah, der man auch ansah, daß ihr kein Kranz zu glänzend ist, aber auch keiner zu unscheinbar.

Als Arbeiter rechnete Wilhelm mit dem Wert jedereinzelnen Minute. „Eine peinliche Pünktlichkeit in der Tageseinteilung erleichterte allen von ihm abhängigen Personen das Leben ungemein.“ Das gleiche ist zu sagen von der Einfachheit und Klarheit, mit der jeder einzelne Befehl gegeben war; nirgends Zweifel oder offen gelassene Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten. „In seiner steten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit war er dem verewigten Bruder gleich. Aber er übertraf ihn durch seine Gleichmäßigkeit der Stimmung und seine Ruhe.“

Zudem besaß Wilhelm bis in sein höchstes Alter ein ungemein scharfes Auge; nichts entging ihm. Auch sonst wußte er sich körperlich immer selbst zu behelfen, nur selten nahm er Kammerdiener und Adjutanten in Anspruch. Schon dadurch wahrte er sich eine bei weitem höhere persönliche Unabhängigkeit, als es seinem hingegangenen Bruder gelungen war. Prinz Hohenlohe erzählt, als Flügeladjutant vom Dienst habe er das ganze Leben mit Friedrich Wilhelm IV. teilen müssen. „Am Tage war ich der verantwortliche Redakteur für das Gerippe des geistigen Lebens, und außerdem war ich ihm Auge und Ohr und wachte über seine Gesundheit. Für die große Verantwortung, welche dadurch auf mir lastete, für die nervöse Aufregung Tag und Nacht entschädigte

Digitized by Google

mich aber das Bewußtsein, einen Teil des Oberhauptes der Monarchie ausgemacht zu haben." Das alles sei bei König Wilhelm anders geworden; was der Flügeladjutant vom Dienst zu verrichten hatte, das hätte bei ihm jeder Unteroffizier besorgen können; jetzt gab es keinerlei Teilnahme an der geistigen Arbeit mehr. —

Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., seit dem Jahre 1840, hatte die öffentliche Meinung angefangen, das Königsamt mit kritisch geschärftem Blicke zu betrachten; scharf trennte sie die Berechtigung zur königlichen Würde und Macht von dem Vermögen, sich ihrer weislich zu bedienen.

Dadurch schon wurde es schwer, den Vorgänger in allen Stücken hinter sich zu lassen. Im Anfang seiner Regierung konnte Wilhelm, der vielseitigen Kenntnisse Friedrich Wilhelms gedenkend, wohl ausrufen: „Mein Bruder hätte das alles vortrefflich verstanden; ich habe keine Idee von alledem." Erst allmählich wuchs die Zuversicht zu dem eigenen Urteil.

Von dem geistigen Weiterwirken wissenschaftlicher Ergebnisse hatte Wilhelm eine durchaus richtige Vorstellung, die beispielsweise zum Ausdruck kam in den Worten der Verehrung, die er am 21. Dezember 1885 an Leopold v. Ranke zum 90. Geburtstag richtete: „Was Mich besonders bewegt, das ist die Erinnerung an die bewährte Treue und Hingebung, mit der Sie die Geschichte Meiner Monarchie zum Gegenstand Ihrer eingehenden Forschungen gemacht haben. Ihrer scharfen Auffassung, Ihrem strengen, aber gerechten Urteil ist es gelungen, sie für Mit- und Nachwelt in das gebührende Licht zu stellen."

Wilhelm hörte jeden Widerspruch gegen seine persönlichen Ansichten gerne an und setzte sich erst zum Entschlusse in einer bestimmten Sache nieder, wenn alle Fachmänner sich in ihr geäußert hatten. Jeden Tag arbeitete er die Aufgabe gerade dieses Tages auf, auch wenn es bis in die Nacht hinein fortging. Abends sei er froh gewesen, sich erholen zu können, „oder er fuhr ins Theater, wo er in seiner kleinen Loge hinter dem Vorhang auch wohl einmal ein ungestörtes Schläfchen machte".

Allen Störungen der hergebrachten Hausordnung gegenüber zeigte sich Wilhelm besonders empfindlich. Und Störungen scheinen bei dem nach Einfluß begierigen, höchst impulsiven Naturell Augustas nicht ausgeschlossen gewesen zu sein. Dann war es für Wilhelm, nach Bismarcks Bericht, oft schwer, den richtigen Weg zu finden, um den häuslichen Frieden zu schonen, ohne die Staatsinteressen zu schädigen. Wenn er aber überzeugt war, daß Pflicht und Ehre geboten, einen bestimmten Weg zu betreten, dann ging er ihn ohne jede Rücksicht auf irgendwelche Gefahr.

„Beide Brüder waren wahrhaft fromm, aber Friedrich Wilhelm IV. war kirchlicher und König Wilhelm religiöser." Den Brüdern in den rheinisch-westfälischen Logen schrieb er am 5. September 1877: „Die christliche Grundlage, die sich im Ritual in allen Symbolen findet und namentlich in den höheren Ordensstufen sich immer klarer ausspricht, erachte ich als unentbehrlich für den Orden." — Die Satzungen der verschiedenen Konfessionen, fügt Hohenlohe hinzu, haben Wilhelm wenig interessiert; auch sei es ihm gleichgültig gewesen, ob seine Adjutanten katholisch oder evangelisch waren. „Aber er konnte es nicht leiden, wenn ein Offizier seinen Glauben wechselte. Er ging in die Kirche, wenn er eine gute Predigt hoffte; aber er blieb lieber zu Hause, als daß er eine schlechte Predigt hörte. Friedrich Wilhelm IV. ging gewohnheitsmäßig allsonntäglich in die Kirche." — „Beide Brüder hatten die Gabe der freien Rede. König Friedrich Wilhelm IV. glänzte durch blühende, bilderreiche Sprache, König Wilhelm traf mit kernigen, deutlichen und einfachen Worten stets den Nagel auf den Kopf."

Wie viele Prinzen es getan haben, wandte sich Wilhelm schon in frühester Jugend der Armee zu. Allein auch hier zeigte er, daß er ein Eigener war, ein Ganzer, ein Voller. In der Wahl der Armee, als Beruf im engern Sinne, war er mit vielen Prinzen zusammengegangen; in der Wahl seiner Spezialität trennte er sich wieder. All sein Arbeiten, all sein Interesse galt der Infanterie. So gewann er, wie der rechte Mann es soll, eine gewisse fachmännische Einseitigkeit. Mit seltenem Ernst gab er die besten Jahre des Jünglings und Mannes an das Studium der Militärwissen-

Digitized by Google

Abb. 87. Prinz Wilhelm mit seinem ältesten Sohn Prinz Friedrich Wilhelm.
Aufnahme aus dem Jahre 1887.

Digitized by Google

schaften. So hat er das alte Vorurteil beseitigt, als ob der Prinz und Fürst überhaupt nicht, und der Offizier nur wenig zu arbeiten habe; so hat er sich zum ausschlaggebenden Fachmann herangebildet, so, die wesentlichste Grundlage für alles geplante Emporarbeiten, sich fähig gemacht, die Armee auch unvergleichlich großartigen, neuen Gesichtspunkten umzugestalten. Durch sein Beispiel machte er unermüdliche Arbeit in allen Zweigen des Heeresdienstes heimisch. —

An den Merkmalen, an dem Gepräge, das jede Zeitspanne trägt, arbeiten freilich viele Hände und Köpfe. Aber Einer bleibt es doch immer, der den Mittelpunkt bildet, in dessen Namen das alles sich vollzieht, in dessen Erscheinung, wie bei Wilhelm, Mannigfaltiges und Verschiedenartiges zur harmonischen Einheit sich vereinigen. Mit dem persönlichen Leben Wilhelms, mit der persönlichen Arbeit fallen Entwicklungsleben und Schaffen der gesamten Nation nach der Vorstellung der Geister in eins zusammen.

In reichlichem Maße hat die Vorsehung für den Kaiser die Zahl der Lebensjahre zugemessen. Aber nicht die Zahl der Jahre, die solch ein Leben dauert, kommt in Betracht: die Lebensarbeit, die Lebenstaten müssen vielmehr nach ihrem Inhalt für Gegenwart und Zukunft gemessen werden. Das Einst und Jetzt stach in Wilhelms Leben greller ab als im Leben der meisten Mitlebenden; die Erinnerungen aus fast einem Jahrhundert trug er in die Gegenwart herein: Beugung unter das Fremdjoch, Aufschnellen in den Befreiungskriegen; dann die stillen Jahrzehnte; wieder eine Erhebung der Geister 1848. Reden und Anläufe aber vermochten für die Wirklichkeitsdarstellung keinen größeren Wert zu beanspruchen, als den Kulissen eigen ist, welche bei einem vaterländischen Schauspiel auf die Bühne gestellt werden.

Da wird Wilhelm endlich selbst mit dem Rest seiner Lebenszeit 1858 auf den Posten gestellt, das Jahr der Wendung 1859 kommt, und nun vermag er seinem Leben einen ganz neuen Inhalt zu geben. Darin lag genug von Sorge, Kampf und Arbeit. Überallhin ließ Wilhelm die Arbeit sich folgen, auf die Reise, ins Bad nahm er sie mit. Zwei Dritteile seines Lebens waren hingegangen in ernsten Vorbereitungsstudien, Übungen, Denkschriften.

Erst im letzten Drittel seines Lebens, das aus lauter Arbeitstagen bestand, drängten sich die Arbeiten zusammen, die unmittelbar auf die Tat abzielten. Wenn es eine Kunst gäbe, einen Lebensabschnitt nach dem Reichtum seines Inhalts auszumessen, so müßte das letzte Drittel von Wilhelms Dasein auf die Länge eines Jahrhunderts angeschlagen werden.

Manchmal schien es, als ob das deutsche Volk ein fortwährendes Dasein wie das des Kaisers als selbstverständlich betrachte, als ob das Reich ohne ihn nicht denkbar wäre; oftmals aber erhielt man wohl auch den Eindruck, als ob jeder die Zeit noch nutzen wolle, diese ehrwürdige Gestalt sich gehörig zu betrachten, diesen wahren Mann sich einzuprägen; denn so wandeln die Großen zumeist unter der Nachwelt, wie sie in ihren letzten Tagen den Lebenden erschienen sind. Noch einmal strömte ihm der Jubel in breiten Wogen zu, als im März 1887 der 90. Geburtstag gefeiert wurde. Noch einmal sammelte sich das Volk hoch und nieder um den wunderbaren Greis, den es als seine unter ihm wandelnde Geschichte betrachtete, als die Verkörperung des Entwicklungsgangs von ehemals bis heute. Gewöhnlichen Menschen fällt es ja nicht leicht, wenn sie die Höhe des Lebens überschritten haben, im Einklang zu bleiben mit den heranwachsenden Kindern einer neuen Zeit. Der Kaiser aber verknüpfte die Vergangenheit mit der Gegenwart, wie es unmittelbarer nicht gedacht werden kann. Nur besonders Begnadeten gelingt ja das Sichumdenken in so vollkommenem Maß.

An Bismarck schrieb der Kaiser an jenem 23. März 1887: „Neunzig Jahre ein menschliches Leben, welch eine lange Spanne Zeit! Wenn ich sie im Geiste an mir vorübergehen lasse, so will es mir oft kaum faßlich erscheinen, was ich alles erlebt, erfahren und errungen habe.“ — „Jetzt in meinem Alter blicke ich, nach so manchen Wechselfällen meines Lebens, mit Stolz und Befriedigung auf die großen Umwandlungen, welche die ruhmvolle Vergangenheit der jüngsten Zeit, ein unvergängliches Zeugnis deutscher Einigkeit und aufrichtiger Vaterlandsliebe in Deutschland geschaffen hat. Möge

Digitized by Google

Abb. 88. Kaiser Wilhelm im neunzigsten Lebensjahre.

Digitized by Google

unserem teuren Vaterlande die langersehnte Errungenschaft, wie ich es zuversichtlich hoffe, in ungestörter, segensreicher Friedensarbeit zu stets wachsender Wohlfahrt aller Klassen der Nation gereichen!"

Noch war Wilhelm das seltene Glück vergönnt, auf eine Reihe von drei mit ihm lebenden Nachfolgern blicken zu können; mit dem ihm eigenen strahlenden Blick „der treuen Augen aus den altersgrauen verwitterten Zügen" zeigte er wohl den jüngsten derselben dem jubelnden Volke, wenn es an dem Fenster seines Arbeitszimmers — dem „historischen Eckfenster" — vorüberflutete. So steht eine weitästige, alte Eiche, knorrig und doch edlen Wuchses, kronengerundet, mitten auf sonnendurchflunterter Waldwiese im stillen Abendglanz des sich neigenden Tagesgestirns, von Anmut immer noch umflossen und Zuversicht ausstrahlend. — „Gott sei gepriesen!" rief der Kaiser bei der Geburt des ersten Urenkels am 6. Mai 1882; „und vernehme unser Dankgefühl! Somit sind vier Generationen Könige lebend! Welch ein seltenes Ereignis!" — „Drei Nachfolger in der Krone lebend vor mir! Welch ein mächtiger Gedanke!" — Oberhof- und Domprediger Kögel erzählt: „Ja," rief der alte König und Tränen brachen hervor, „gibt es einen Menschen, der bekennen muß, daß er von Gott gesegnet worden sei, so bin ich's." —

Die Schaffenskraft, welche die Höhe des Lebens kennzeichnet, hatte bei Wilhelm ungewöhnlich lange vorgehalten. Erst als es gegen die achtziger ging, klagt Bismarck, habe der Arbeitsgenosse in geistiger Aufnahmefähigkeit etwas schwerfälliger sich erwiesen. Das besserte sich aber wieder, und Strich um Strich arbeitete der Kaiser an seinem Lebenswerke weiter, ja führte es zur Höhe mit den Wohlfahrtsgesetzen für den Arbeiterstand. Zu den trübsten Wolken, die in das Abendrot dieses Lebens hereindunkelten, gehörten die schlimmen Nachrichten über die Gesundheit des einzigen Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der, Linderung suchend, nach dem Süden gegangen war. Der mitfühlenden Herzen, der helfenden Hände aber blieben noch genug, als in den ersten Tagen des März den greisen Kaiser eine schwere Krankheit aufs Lager warf. Noch einige Male schien es, als ob der tapfere, starke Geist über den Zerfall des Körpers siegen könnte; am 9. März 1888 aber legte sich Wilhelm zum Sterben und verschied am Abend desselben Tags. —

Wenn man das Familienhaupt im Sarge hinausträgt, so pflegt es stille zu werden im Haus. Vor dem tiefen Schmerz, vor den nachgerufenen Dankesworten des deutschen Volkes neigten sich auch Teilnahme und Achtung der fremden Nationen. Dadurch, daß Wilhelm einen Jungbrunnen erschlossen dem eigenen Volk, gehörte er der ganzen Welt an; seine ganze Zeit, Weltanschauung und Schichtung des zivilisierten Menschentums hatte er umgeschaffen, dieser schlichte Mann der Tat, dessen körperliche Reste sein Volk jetzt hinaustrug zur Grabstätte der Eltern, hinaustrug in großmächtigem Trauergeleit, bei dem keine Nation fehlte.

Die Vertreter des deutschen Volkes kamen herzu, um Zeugnis abzulegen, wie unentbehrlich dieser Mann seinem Volke gewesen im Leben, wie sein Geist für alle Zeiten unentbehrlich sein werde, wie er mit seiner Treue, seiner opferwilligen Arbeitskraft eine glorreiche Gegenwart geschaffen, wie er Schätze für die Zukunft hinterlasse. Und zu den eigenen Landsleuten traten die Fremden an die noch frische Grabesscholle. — Nachbarn und Stammesverwandte erhoben ihre Stimme; keinen Erdenwinkel gab es, wo nicht eine Gedächtnisfeier gehalten worden wäre; allerorten nahm die Presse das Wort: „Eine der merkwürdigsten Gestalten unseres Jahrhunderts ist dahingegangen," sagt eine französische Zeitung und fährt fort: „Es wäre unwürdig von uns, der Einheit, der sittlichen Geschlossenheit, der Großartigkeit dieses Lebens nicht unsere Achtung zu bezeugen." Und eine andere französische Stimme: „Millionen menschlicher Wesen im weiten Deutschen Reich sind gehüllt in schweigende Trauer. Sie gehen, sozusagen, auf den Fußspitzen, als ob sie fürchteten, den ewigen Schlaf zu stören und das Ohr zu verletzen, das nie wieder ihren jubelnden Zuruf hören wird. Und dieses Schweigen, mit dem die ganze Menschheit große Schicksalsschläge aufzunehmen pflegt, umfaßt, man darf es wohl sagen, die ganze kultivierte Welt. Selbst wir Franzosen fühlen im Grunde unseres Herzens ein gewisses Bedauern, eine geheimnisvolle Besorgnis. Denn in seiner übermenschlichen

Digitized by Google

Gestalt erschien er uns nicht mehr als der furchtbare Attila, der uns das Vaterland unter den Hufen seiner Rosse zertrat, sondern als ernster, altersgrauer Vorfahr, zu hochgestellt, zu nahe an Gott, um an den wilden menschlichen Begierden teilzunehmen, die Leidenschaften besänftigend, die Eintracht fördernd. Man pflegte zu sagen: Solange der

Abb. 89. Am neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms. Gemälde von A. v. Werner. Photogravüre-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Kaiser lebt, gibt es keinen Krieg! Und die Mütter und Frauen Frankreichs, die solches Wort hörten, hätten dem, dem es galt, die Unsterblichkeit erkaufen mögen."

Englische Zeitungen nannten Wilhelm Vorbild und Muster für alle modernen Monarchen; „Times" fügten hinzu: „Als König Wilhelm den preußischen Thron bestieg, galt Preußen kaum mehr als eine Macht zweiten Rangs. Jetzt ist die preußische Hauptstadt der anerkannte Mittelpunkt der europäischen Politik und der Einfluß Deutschlands

Digitized by Google

gilt jedem anderen überlegen. Dies ist die große Errungenschaft des Lebens von Kaiser Wilhelm und begründet seinen Anspruch auf immerwährenden Ruhm, den die Geschicke jenen gewähren, die Nationen schaffen." — So hatte sich das gleichgültige Wohlwollen, das dem alten anspruchslosen, ohnmächtigen Deutschland entgegengebracht wurde, in den rückhaltlosen Respekt vor der neugeschaffenen Großmacht des Deutschen Reichs gewandelt. Die Lebensaufgabe aber, die sich der Schöpfer gestellt, wurde richtig erkannt.

Eine riesige Menschenmenge lauschte den Worten von Karl Schurz in New-York, wo die Gedächtnisfeier für den Kaiser am 22. März 1888 abgehalten wurde. Er sehe vor sich, begann der Redner, alle möglichen Arten des amerikanischen Volks: aus altem Stamm sich herleitende Amerikaner, Abkömmlinge von Deutschen, die aus den verschiedensten Gründen ihr Vaterland verlassen haben; alte Achtundvierziger, von denen er selbst einer sei. — „Aber was auch unsere Vorgeschichte, unser Ursprung gewesen sein mag, hier sind wir versammelt als Bürger des großen amerikanischen Freistaats, dem unsere treue Ergebenheit gehört, der sich grundsätzlich nie in die Angelegenheiten der Alten Welt mischt, aber auch seine Angehörigen nicht hindert, warmen Anteil zu nehmen an den Schicksalen der europäischen Ursprungsvölker. — Woher nun hier der allenthalben hervortrende Drang, dem toten Kaiser einen Kranz aufs Grab zu legen? Kaiser Wilhelm war ohne Vergleich der populärste Monarch, den dieses Jahrhundert gesehen, ja mehr noch, er war ein wahrhaft populärer Mann. Wir alle kennen den Grund." Er habe die alte Sehnsucht nach Einheit gestillt. „So war er ein König und ein Volksführer zugleich." — „Das war Kaiser Wilhelm, der als sieggekrönter Nationalheld in das Herz der Deutschen einzog, dessen Freud und Leid das Volk wie seine eigenen mitempfand." — Weithin übe er seinen Zauber, ein Bindeglied sei er zwischen alter und neuer Zeit. „Groß ist die Erbschaft, die er hinterläßt, wie wenige Fürsten noch hinterlassen haben." Einer großartigen Zukunft, dem Frieden, der Freiheit, dem Fortschritt gewidmet, gehe das deutsche Volk entgegen.

* * *

Solange das Volk sich nicht auf seine eigenen Pflichten besonnen hatte, solange stand es auch den Pflichten und Aufgaben der Fürsten mit ungemeiner Nachsicht gegenüber. Aber jetzt war das Volk anspruchsvoller geworden, anspruchsvoller an sich selbst, an seine Behörden und Führer, an sein Haupt. Das Innehaben des Throns an sich, dem Rechte nach, bedeutete nicht mehr alles. Jetzt hatte das Volk durch alle Schichten hindurch die Empfindung, ein wirklicher König sei von ihm gegangen, nicht bloß einer, der den Anspruch erhob, Herrscher sein zu wollen; ein Mann, der seiner Zeit den Maßstab lieferte für alles das, was makellos, lauter, groß, verehrungswürdig heißen sollte; der zugleich seiner Zeit außer den Erbstücken, die nach der Seite von Macht und Wohlfahrt hin besonders in die Augen fielen, noch weitere hinterließ, die nur in der Empfindung der Menschen ihre richtige Einschätzung erhalten. Es sind das zwei Erbstücke: einmal die Erhebung der bürgerlichen Moral zu einer Macht, außerhalb der sich zu stellen niemand, auch der Höchstgestellte nicht, wagen darf, ohne auf das strengste verurteilt zu werden; und zum zweiten die Rettung und Festigung des monarchischen Gedankens, der sich auf einen so gesicherten Platz gestellt sah, wie niemals vorher. —

Als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die atemlose Zeit Napoleonischer Oberherrschaft zum Stillstand gebracht war, da machten die Herrscher, eng unter sich verbunden, den Versuch, als eine Art von Patriarchenkönigen ihre Völker zu hüten und alles für deren Wohl zu tun. Die Abgehetzten und Müden, erst allmählich zu Atem Kommenden brachten denn auch ihren Herrschern Dank und Verehrung entgegen, ohne allzu genau hinzusehen, ob denn die auf dem Thron Sitzenden wirklich auch diejenigen erzieherischen Tugenden in sich vereinigen, die sie zu besitzen vorgeben.

Erst als der Ruf erscholl: Nicht nur „für das Volk", sondern auch „durch das Volk", erst als die politischen Ansichten des Bürgertums sich die Herrschaft erobert hatten,

Digitized by Google

erst jetzt setzten sich auch die sittlichen Anschauungen, der sittliche Gehalt des Bürgertums auf den Thron. Die ganze Makellosigkeit eines Mannes, wie es Wilhelm war, gehörte dazu, um der Zucht und Sitte, dem haushälterischen Wesen, allen Anschauungen und Idealen des deutschen Bürgerhauses zum Siege zu verhelfen. Was früher, als seltene Erscheinung, nicht hoch genug zu preisen war, die Bürgertugend der Könige, ist durch ihn zur gewöhnlichen Erscheinung, zum selbstverständlichen Erfordernis emporgehoben worden. —

Unter den Stimmen, die uns über die Jahrzehnte vor dem Beginn von Wilhelms selbständiger Regierung berichten, redet keine so deutlich und laut als die, welche uns Kunde gibt von dem Niedergang des monarchischen Gedankens. Die Meinung, die über die Monarchie bestand, faßt im Jahr 1858 ein Berichterstatter in die Worte zusammen: „Das felsenfeste Vertrauen, mit dem der preußische Untertan ehemals auf die Gerechtigkeit seiner Regierung baute, das ist dahin.“ Eine riesige Aufgabe lag damit vor Wilhelm, als er im November 1858 sein erstes Regierungsprogramm veröffentlichte, die Aufgabe, den monarchischen Gedanken wieder in sein gebührendes Recht einzusetzen. Und diese Aufgabe lag ganz allein auf ihm; da konnte er keine Helfer, keine Berater finden; alles kam auf persönliche Leistung an. Es galt, ein leck gewordenes Schiff wieder auszubessern, und zwar auszubessern vom Kiel bis zu den Mastspitzen, bevor man die Fahrt auf dem unruhigen Weltmeer wagen könnte. Oftmals mag auch etwas wie Abspannung in Wilhelms Seele eingezogen sein, da er so viele Widersacher gefunden; hatte er zu Hohes unternommen, dies Geschlecht überschätzt? Einer seiner ungeduldigsten Vorwärtsdränger, der Kriegsminister Roon, schreibt im Juni 1862 an Bismarck: „Mehr Mut! Mehr energische Tätigkeit nach außen und innen! Mehr Handlung muß in dies langweilige Iffländsche Familiendrama gebracht werden, oder wir sterben an allgemeiner Geringschätzung!“

Den Nagel auf den Kopf getroffen! Die allgemeine Geringschätzung, woran die Monarchie litt seit dem Jahr 1848, das war es, was an keine vom Thron kommende Tat mehr glauben ließ. Es ist richtig, eine ganze Reihe von Taten und Erfolgen, die von 1858 an zu verzeichnen sind, lassen sich ohne die Persönlichkeit Wilhelms gar nicht denken; von den Erfolgen allen aber ist der größte und der persönlichste die Wiedereinsetzung des monarchischen Gedankens. — Der Kaiser war schon dahingegangen, als Rudolf v. Ihering das Geständnis ablegte: „Nie hätte ich damals (zur Zeit des Tiefstands der Monarchien nach dem Jahr 1848) geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und die innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich dem Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung reicht so in meinen Augen über das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus.“

In der Tat, unter all den Gaben, die Wilhelm seiner Zeit, der Welt schenken konnte, steht die Wiederherstellung des monarchischen Gedankens obenan; nicht des monarchischen Gedankens in seiner unfruchtbaren mystischen Vorstellung, sondern des mit realen Nützlichkeits- und Wirklichkeitsvorstellungen verbundenen monarchischen Gedankens. —

Drei Jahrzehnte, so zerstörend wie aufbauend, haben vom Jahr 1840 ab an dem Werke gearbeitet, zu dessen Höhe Wilhelm das deutsche Volk geführt hat.

Was zunächst die Völker drückte, war die Langeweile und Öde der stillen Jahrzehnte, die auf die Ermüdung der Befreiungskriege folgten. Alle Rechte hatte die Heilige Allianz den Königen zuerkannt, alle Pflichten den mit väterlicher Sorgfalt gehüteten Völkern. Folgerichtig wurden denn auch die Kronen für alles verantwortlich gemacht, was die Herzen der Völker bekümmerte. Um Großes wie Kleines sahen sich die Kronen und deren Träger in Anklagestand versetzt. Ein Fremdwerden, eine Feindseligkeit zwischen Regierenden und Regierten bildete sich heraus. Alles wurde im Volke gern verbreitet und geglaubt, was die Könige in Nachteil versetzte. Die eigene Kraft wollte man versuchen, selbst eine Tat vollbringen in dieser vor Langweile hinsterbenden Zeit. Heiße Funken flogen durch die Lande; an Stelle der gekrönten Könige traten die ungekrönten der Republik; denn ihr Hofgesinde schaffte sich auch sie.

Digitized by Google

Wohl kam die Reaktion in Frankreich wie in Deutschland, aber noch erschien der Weg weit bis zur Einsetzung des monarchischen Gedankens in seine wahre Bedeutung und in seine sittlichen Rechte; weit insbesondere in Preußen und in Deutschland bei dem unheilvollen Isolierungstriebe der Parteien und Individuen. — Fortschrittspartei wie Demokratie hielten an der Verurteilung der Monarchie fest, gestanden höchstens einem parlamentarischen Regiment, das die Person des Monarchen auf die Seite drückte, einige Berechtigung zu. Nur in wenigen dämmerte die Erkenntnis auf, daß dabei gerade die Hauptsache für das deutsche Volk unberücksichtigt blieb: die Herausbildung fester politischer Gewohnheiten.

Für das Leben der Staaten, für ihre Gesundheit ist nichts so wichtig gewesen, als die Lösung des Problems zu finden: wie kann der chronische Zustand von Unsicherheit vermieden, wie können Stabilität und politische Freiheit miteinander verbunden werden? Ist es denkbar, daß ein großer Staat schwere Prüfungszeiten glücklich übersteht, ohne daß in ihm eine gesetzliche Stetigkeit des Willens alle Lebensäußerungen regelt?

Friedrich Wilhelm IV. saß auf dem Throne in der festen Überzeugung, daß mit ihm, unzertrennlich von ihm, auch Weisheit und Macht auf dem Throne säßen und ihre Tätigkeit gewissermaßen von selbst entfalteten unter kirchlicher Mitwirkung; er „stellte einen Sänlengang hin, welcher zu keinem Gebäude führte". Von Wilhelms ersten Tätigkeiten zu Ende 1858 sprang am meisten in die Augen die Abwendung von zu weit gehendem kirchlichem Einfluß; seine ausgesprochene Absicht ging dahin, jedem, der sehen wollte, in der Ferne ein gewaltiges Bauwerk erscheinen zu lassen mit schützendem Dach für das gesamte deutsche Volk. Dahin zu gelangen, scheute er auch Zerwürfnis und Streit nicht.

Die tiefere Bedeutung der Konfliktszeit zu Anfang der sechziger Jahre, der wesentliche Gewinn aus ihr liegt nicht so sehr im Festhalten an einer schlagfertigen Armee, als vielmehr in der Wiederherstellung des monarchischen Gedankens, in der Vermeidung eines parlamentarischen Systems, das anderwärts in feste Rahmen hereinpassen mag, aber für Deutschland einen Zustand fortwährender Unsicherheit mit sich gebracht hätte.

Nach der ganzen europäischen Lage, nach den Zielen, die Wilhelm seinem Wirken zum Heile Preußens und Deutschlands gesteckt hatte, konnten Prüfungszeiten nicht ausbleiben. Und gerade in diesen zeigte es sich, daß die höchste Leistung erzeugt wird, wenn monarchischer Wille und seelische Anteilnahme des Volks zusammentreffen und sich gegenseitig steigern. Ja, wenn schwere Anforderungen die Arme müde gemacht haben, wenn die Begeisterung zu versiegen droht, dann ist es noch der monarchische Wille allein, der unentwegt am Ziele festhält, nach ihm hinweist und neue Kräfte weckt. Denn persönliche Anhänglichkeit steigert die schon vom Gesetz geforderte Hingebung.

Ob Monarchie, ob Republik? Welche Art der Monarchie, der Republik? darüber ist zu allen Zeiten hochgehender Volksbewegung verhandelt worden. Mit einem Mut ohnegleichen hat der Abgeordnete Sieyes 1791 erklärt: „Nicht um alten Gewohnheiten zu schmeicheln, auch nicht aus einem abergläubischen Hange für den Royalismus ziehe ich die Monarchie vor. Ich ziehe sie vor, weil ich für erwiesen halte, daß es in der Monarchie mehr Freiheit für den Bürger gibt, als in der Republik. Jeden anderen Beweggrund würde ich für kindisch halten. Die beste Regierungsform ist nach meinen Begriffen die, in der nicht einer bloß, auch nicht einige, sondern alle die größte Breite der möglichen Freiheit genießen. Wenn ich diesen Charakter in der Monarchie entdecke, so ist es klar, daß ich sie den übrigen Regierungsformen vorziehe. Das ist das ganze Geheimnis meiner Prinzipien und mein aufrichtiges Glaubensbekenntnis. Ich will den Republikanern keine Gottlosigkeit, keinen Frevel schuld geben, sie nicht beleidigen. Mehrere unter ihnen kenne ich, die ich von ganzem Herzen ehre und liebe. Gründe aber sollen sie von mir bekommen, und ich hoffe, ihnen zu beweisen, nicht daß die Monarchie unter diesen und jenen Verhältnissen vorzuziehen ist, sondern daß man unter jeder Voraussetzung in ihr freier ist, als in der Republik."

Digitized by Google

In den Beratungen der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt während der Jahre 1848 und 1849 wurden zwar auch Stimmen laut für eine Republik, und zwar für eine Republik mit vom Kommunismus entlehnten Zügen; die meisten der Tonangebenden aber hatten sich für die Monarchie ausgesprochen, nicht wenige für die Wahlmonarchie. In der Theorie besticht freilich die Regierungsform, nach der bei Erledigung des Throns die leitenden Männer des Landes zusammentreten, um den zu wählen, der ihnen als der geeignetste für die königliche Würde erscheint. In der Wirklichkeit aber haben sich von jeher so viele Gebrechen der Wahlmonarchie ergeben, daß diese Regierungsform nur noch auf dem Katheder zu Hause ist. Wohltätig kann die Wahl des Tüchtigsten unter den Bewerbern zum Staatsoberhaupt nur in Republiken wirken bei fest eingelebten politischen Gewohnheiten.

Abb. 90. Kaiser Wilhelm auf dem Totenbett.

Sichere Bürgschaft aber für eine Regierungsform, die der Stabilität, Kapazität und politischen Freiheit zum Siege verhilft, gewährt die erbliche konstitutionelle Monarchie, in der sich die Abgeordneten des Volks mit dem Monarchen und dem von diesem aufgestellten Ministerium in die Leitung der Geschäfte teilen. Hier wird der Thron zum Symbol der nationalen Einheit; der auf ihm sitzt, ist es, der den Heroismus, die Treue, die Hingebung der Nation zusammenhält als in einheitlicher Spitze auslaufend. Mächtig wird die Phantasie erregt. So wird der Kreis politischer Vorstellungen erweitert. Der König erscheint zugleich als das oberste Haupt der Gesellschaft, als Vertreter seines Staates im Rat der Nationen, als beseelendes Prinzip, als Träger nationaler Größe, als Gegenstand des nationalen Enthusiasmus. Er findet Gelegenheit, als Quelle begnadigender und versöhnlicher Akte aufzutreten, als Pfleger der Kunst, als Beschützer jeder Art gemeinnütziger Unternehmungen, als Spender internationaler Höflichkeiten. So ist seine Persönlichkeit imstande, Begeisterung zu wecken. Die ganze Nation lernt sich als eine einheitliche Familie kennen, wenn in tausend und abertausend Herzen dieselben Gefühle der Freude, des Kummers wiederklingen, welche durch das Haus des Herrschers ziehen.

Das was, etwa vom Jahre 1860 ab, über die Streitigkeiten zwischen Krone und Volksvertretung, was über die öffentliche Meinung vom preußischen Boden nach außen drang, war ungemein geeignet, alles, was nicht-preußisch war, in dem Glauben zu einigen, daß Krone und Volk auf immer voneinander getrennt seien, daß an ein Zusammenstehen beider nicht mehr zu denken sei, daß durch die tiefe Entfremdung zwischen Fürst und Volk jede Kraftäußerung des Staats als gelähmt erscheine. Diese Meinung von den Zuständen in Preußen hat wohl auch Schwankende im Frühling 1866 zu dem Entschluß hingerissen, die Waffen gegen den Staat des Konflikts zu ergreifen.

In derselben Stunde aber hatte sich der Wandel in Preußen vollzogen. Von Kriegsbegeisterung war der Natur der Sache nach wenig zu spüren. Aber die Verunglimpfungen des preußischen Namens, das Komplott gegen den Bestand des preußischen Staates hatten sofort die Wirkung, alles, was Preuße hieß, in ein einziges Lager zusammenzuführen. Das ist ja das Große an den Völkern, die eine erhebende gemeinschaftliche Geschichte haben, daß sie Zusammengehörigkeit in der Stunde der Gefahr nicht

Digitized by Google

verleugnen können, ob auch eine Einzeltat sich trennend dazwischen zu legen scheint. Jetzt erinnerte man sich, daß der König als der Erste, als der Höchststehende unter allen Altpreußenmännern zu ehren sei, als einer, der sich grämte ob der Demütigung von Olmütz, als einer, der sann und sann, kämpfte und kämpfte, und alles um der Größe Preußens willen.

So ward die Hand zur Versöhnung gereicht und erfaßt; Wilhelms Rechnung erwies sich als richtig. Jetzt wurde die Königstreue wieder zu einem klaren persönlichen Empfinden; durch das ganze preußische wie deutsche Volk ging das Gefühl, daß hier ein König stehe, der wie die größten unter den Hohenzollern ein offenes Verständnis für die Zeichen der Zeit habe, der an Stelle klingender Worte die Tat setze, der mit einem wunderbaren Herausfinden den richtigen Männern die richtigen Plätze zuweise, der dem Ziel zustrebe, nach dem das deutsche Herz sich so lange und so heiß gesehnt.

Damit hatte zugleich die Meinung über die Monarchie, über den monarchischen Gedanken als staatliche Einrichtung einen vollständigen Wandel erfahren. Der Glaube an König Wilhelm als an eine Persönlichkeit ging über in den Glauben an den Beruf des Königtums überhaupt. So allein konnte es sich ereignen, daß die dem König im Sommer 1870 in Ems widerfahrene Beleidigung als eine solche gegen jeden einzelnen deutschen Mann, als eine allgemeine Versündigung empfunden, daß der Krieg gegen Frankreich zum Nationalkrieg wurde.

Die Art, welche in Wilhelms Seele wohnte, verlangt ihren eigenen Maßstab. Schlichtheit und Einfachheit des Auffassens und Denkens lassen nicht zu, ihn mit anderen um Hauptesläuge aus dem Volk Aufragenden zu vergleichen, mit Friedrich II. und anderen Großen. Und doch besaß er wie sie ein geheimes Gut in der Seele, das die eigene Persönlichkeit zu einer Macht an sich erhob; er hatte dies Volk nicht studiert, aber er hatte so lange lernend mit ihm gelebt, daß er bei der späten Berufung zu selbständigem Handeln die Bedürfnisse der Zeit herausfühlen konnte und sich in die Lage des Volks zu versetzen wußte. Das ist es, was die Vorsehung nur wenigen Begnadeten zuläßt.

Und gerade diesen ausgewählten Begnadeten hatte die Vorsehung in der Stille heranreifen lassen, bis sie ihn vor seine weltgeschichtliche Aufgabe stellte in einem Lebensalter, in dem andere nach getaner Arbeit die Arme sinken zu lassen pflegen. Welch ein Träger des monarchischen Gedankens, der die Vorstellungen von der Monarchie wieder zu einer Höhe erhob, die sie vordem nie gekannt! Nationale Einheit und nationale Monarchie fielen jetzt in eins zusammen; dem Volke ist der Kaiser doch nichts anderes als der Reichsmonarch, als die schöpferische Kraft, welche nach langem Rütteln und Zweifeln das Vertrauen in die Monarchie wieder hergestellt hat.

Mit seiner Lebensarbeit aber, die lange Versäumtes in raschen Sprüngen nachholte, hat Wilhelm viele Jahrzehnte verlängernd in die ihm zugemessene Lebensspanne eingeschoben, während deren der monarchische Gedanke, dem man kaum noch genügende Frische zugetraut hatte, Zeit erhielt, zu keimen und wie aus einem Jungbrunnen emporzuwachsen zu einem mächtigen moralischen Hebel und wertvollen nationalen Besitz. Solche Arbeit konnte nur geleistet werden von einer Kraft, wie sie in Wilhelm der Nation geschenkt war; von jedem anderen Mitlebenden wäre sie undenkbar gewesen. „Mit einem Vertrauen, das etwas Selbstverständliches hat, nahmen die Deutschen die glückliche Stetigkeit, die sichere Weltstellung, den nationalen Glanz hin, deren Träger er war."

Für das Ewige im Staat galt in Wilhelms Seele das mit eigenem Willen ausgestattete Königtum, das seinen Beruf dadurch erfüllt, daß es die überkommene Form der Staatsmacht in Einklang bringt mit dem Geist der Zeit. Wie aber der Königsgedanke als das Ewige im Staat für Wilhelms Seele feststand, so galt er ihm auch für das Heilige, für das Unantastbare, äußerlich und innerlich. Von dem der Krone gebührenden Zeremoniell ließ er sich nichts abmarkten, hat namentlich — bei

Digitized by Google

aller Schlichtheit seines Wesens — nie etwas getan oder zugelassen, das den Gefühlen, welche Ehrfurcht erzeugen, hätte Abbruch tun können.

Damit erhob Wilhelm die eigene Königsgestalt zu einem Glanze, von dem auch blassere Sterne Licht borgen konnten.

Die Not der Zeit verstanden, ein wegmüdes Volk wieder rüstig und jung, Verwirrte einig gemacht, verschüttete Schätze ans Licht gezogen zu haben, — darin liegt der Inhalt der dem fast Unverwüstlichen zugezählten Lebensjahre, die eben darum köstlich gewesen sind, weil sie nur Mühe und Arbeit waren.

Abb. 91. Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm den Großen vor dem Königlichen Schloß zu Berlin. Von Reinhold Begas.

Digitized by Google

Schlagwort-Register.

Abeken in Ems 61.
Albert, Prinzgemahl 10.
Albert, König von Sachsen 78.
Alexander II., Kaiser von Rußland 84, 85, 91 (Abb. 69).
Alexander III. 112.
Andrassy 86.
Armee, preußische 3, 18; Reorganisation 21, 23, 24, 25, 43, 44; ihre Kennzeichen 49, 89, 90, 91, 119.
Augsburg, Beratung der Mittelstaaten 1866 36.
Augusta, Königin und Kaiserin 13, 14 (Abb. 10), 16, 59, 60, 61, 62, 81 (Abb. 61), 116, 117, 120.

Badelsberg 25, 83 (Abb. 63).
Baden-Baden 18, 20, 119; Fürstentag 119, 122.
Bayern, Erhaltung 1866 49.
Beamtenstand 44, 63, 92.
Becker, Rheinlied 40.
Benedek 42 (Abb. 35).
Benedetti 1866 48, 49 (Abb. 41), 60, 62 (in Ems).
Berlin 3, 8, 9, 43, 50 (Einzug 1866), 60, 62, 75; Kongreß 86.
Beust 120, 122.
Bismarck 6, 13, 16, 21, 25 (in Babelsberg 1862), 26, 28 (Abb. 23), 29, 31, 33; Bund mit Italien 34, 36, 37, 38; nach Biarritz 38, 41, 48, 52, 54, 60, 61, 62, 68, 71, 72; Fürst 79, 85, 108, 112, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 122.
Blücher 43.
Boyen 18.
Buenos Aires 112.
Bundestag Frankfurt 4, 19, 25, 38, 42, 43.
Bunsen 9, 13.
Bürgertum 39, 52, 53, 79, 94, 100; Bürgerliche Moral 130, 131.
Buß, Kaspar 112, 113.

Carlyle Thomas 71, 72, 76.
Cavour 38, 89.
Chalons 64.
Chassepot 22, 50, 54, 55.
Chicago 112.
Chlum 43.
Christian IX. 28.

Dahlmann 10, 11, 42, 55, 69.
Dänemark 30, 31, 32, 71.
Demokratie 4, 38.
Deutscher Bund 34, 38, 43, 84.
Deutsche Frage 4, 12, 17, 33, 36, 37, 41.
Deutsches Reich 68, 74, 78, 79, 82, 103.
Dorking, Schlacht bei 110.
Dreibund 88, 89.
Dreikaiserbündnis 88, 89.
Dresden 43, 48.

Elisabeth, Königinwitwe 120.
Ems 60, 61; Emser Depesche 62.
England 33, 71, 87, 106, 107, 108, 110, 112, 113.
Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg 21, 88.
Eugenie, Kaiserin 47 (Abb. 39), 60.

Favre, Jules 72.
Flotte 15, 16, 17, 50, 90.
Frankreich 18, 33, 48, 60, 84, 88, 90, 91, 128, 129.
Franz Joseph 14, 19, 41 (Abb. 34), 84, 119.
Friedrich, Großherzog von Baden 26 (Abb. 21), 109.
Friedrich, Kronprinz v. Preußen und des Deutschen Reichs 43, 53 u. 105 (Abb. 43 u. 78), 56, 64, 112, 128.
Friedrich Wilhelm III. 5 (Abb. 2), 7 (Abb. 3), 41.
Friedrich Wilhelm IV. 4, 8, 10, 12, 17, (Abb. 14), 41, 123, 124, 132.
Friedrich VII., König von Dänemark 28.
Friedrich, Herzog von Augustenburg 28, 29, 32, 33, 34, 37 (Abb. 31).
Fürstentag in Frankfurt 29, 38, 119, 122.

Gagern 12.
Gambetta 72.
Gastein, Vertrag 34, 42, 88 (Abb. 67); beim Fürstentag 119.
Geburtstag, neunzigster 126, 128.
Gerlach 6, 40.
Gernsbach 120.
Gneisenau 13.
Goethe 114, 115.
Gortschakoff 87.
Grablegung 128, 129.
Gramont, Französischer Minister 60.
Grant, Präsident der Vereinigten Staaten 79.
Großer Kurfürst 113.

Hamburg 103, 105, 106.
Hamburg-Amerika-Linie 113.
Hannover 43, 48.
Hansa 105.
Heer, Schweizer Gesandter 55.
Heilige Allianz 131.
Hermannsdenkmal 102.
Hohenlohe, Prinz Kraft von 100, 120, 122, 123.
Humbert, König von Italien 89 (Abb. 68).

Ihering, Rud. v. 131.
Italien 4; Bündnis 1866 38, 42, 48, 60 (1870). 88 (Dreibund).
Johann, König von Sachsen 70 (Abb. 54), 120, 122.

Kaiserkrone 1849 8, 10, 12; 1870 70, 71 (Abb. 73); Kaiserproklamation 72, 73.
Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen 3, 31 (Abb. 26), 56, 60.

Digitized by Google

Kassel 43. 48.
Kiel, Kriegshafen 33 34.
Koblenz 13. 17. 39. 60. 74.
Kögel, Hofprediger 128.
Kolonien 113. 114.
Konflikt 24. 25. 26. 27. 34. 123. 133.
Königskrönung 21. 35 (Abb. 29). 55. 116; Krönungstaler 36.
Königgrätz 43. 45 (Abb. 37). 48.
Krankenversicherung, Arbeiterwohl 93. 94.
Kriegführung, moderne, ihre ethischen Grundlagen 44.
Kurhessen 6.

Landwehr 18. 21. 22. 24.
Lavalette, französischer Minister 48.
Lauenburg 34.
Leboeuf, französischer Minister 58. 60.
Lehrjahre 40.
Leo XIII. 92. 98.
Leopold, Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen 48 (Abb. 40). 56. 60.
Liberal, Liberalismus 3. 4. 13. 23. 24. 26. 40. 41. 42. 52.
London 9; Protokoll 31.
Ludwig II., König von Bayern 68. 69 (Abb. 53).
Luise, Königin 5. 39.
Lunéville 64.
Luxemburg 53.

Mac Mahon 64.
Maigesetze 96. 98.
Manteuffel 12. 14. 16. 29 (Abb. 24). 36. 37.
Metternich 6. 41.
Metz 64.
Mobilmachung 1866 42; 1870 63.
Moltke 8. 13. 41. 44. 56 (Abb. 45). 60. 62. 68. 72. 90. 106.
Monarchischer Gedanke 130. 131. 132. 133. 134.

Napoleon III. 19. 22. 46 (Abb. 38). 48. 49. 53. 58. 60. 62 (1870). 66.
Nationalgarde, mobile 59.
Nationalverein 4. 6. 20.
Natzmer 11. 13 (Abb. 9). 15.
Niederwalddenkmal 102. 103. 111 (Abb. 81).
Niel, französischer Marschall 59.
Nikolsburg, Vorfriede 49.
Norddeutscher Bund 49. 52; Abschluß mit Süddeutschland 54. 68.
Nordostseekanal 33. 106.
Norddeutscher Reichstag 52; Thronrede 70.
Norddeutscher Lloyd 113.

Oesterreich 4. 6. 8. 12. 13. 15. 16; in Schleswig-Holstein 33. 34; Gegensätze 36. 40; Ausschluß 42. 46. 49. 60. (1870) 84. 85. 88 (Dreibund). 119.
Olivier, französischer Minister 60.
Olmütz 12. 13. 18. 23. 25. 26. 34. 37. 40.
Orloff, russischer Gesandter 112.
Orthodoxie 3.

Paris 1870 57. 58. 60. 64; Belagerung 67; Bombardement 71. 72.
Pfordten, v. d. 36.
Pius IX. 85. 96 (Brief an Wilhelm).
Plombières 38.
Proklamation 8. November 1858 3. 4. 18. 30. 131. 132; Kaiserproklamation 72. 73. 108.

Ranke, Leopold v. 124.
Rastatt 122.
Reaktion 4. 132.
Reichstag, deutscher 79. 80. 82. 93; Arbeitergesetze 93. 94.
Rendsburg 33.
Republik 131. 132. 133.
Richelot, französischer Volkswirtschafter 109.
Roon 8. 13. 16. 41. 44. 59 (Abb. 46). 60. 62. 68; vor Paris 71. 131.
Rußland 31. 33. 84. 85. 86. 112.
Russel (Wilhelms Freund) 96.

Sachsen, Erhaltung 1866 49.
Sadowa 43. 50.
Schiller 114. 115.
Schillerfest 4. 6. 13.
Schleswig-Holstein 28. 30. 31. 32. 33. 34. 36 42.
Schurz, Karl 113. 130.
Schwarzenberg, Fürst 12. 15. 16.
Sedan 66. 65 (Abb. 51). 67.
Simson Ed. 70. 71 (Abb. 55).
Stoffel, französischer Militärbevollmächtigter in Berlin 58. 59.
Sozialdemokratie 98.
Sozialistengesetz 100.
Stein, Freiherr v. 102.

Talleyrand 55.
Teplitz 19.
Thiers 72.
Times 76. 120.
Treitschke 81.

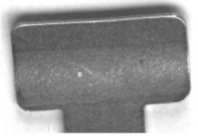
Ueberseeisches Deutschland 112. 113. 114.
Union 12. 40.
Unruh 38.

Varzin 60. 61.
Versailles, Hauptquartier 67; Vorfriede 72.
Victoria, Königin 10. 108.
Victoria, Kronprinzessin 104.
Viktor Emanuel 43 (Abb. 36).
Villafranca 4.
Vincke, Georg 23.
Vincke-Olbendorf 9.

Weihnachtsfest 1870 71.
Wellington 43.
Weltpolitik, Weltreich 110. 112.
Wiener Kongreß 55.
Wildbad 60. (beim Fürstentag) 119. 120.
Wintzingerode, württembergischer Gesandter 40.
Wörth 64. 91.

Zentrum, katholisches 94.
Zollverein, Zollverband 3. 15. 16. 17. 33; Zolltarif, Zollgebiet 107. 108. 109.
Zündnadelgewehr 22; der Erfinder Dreyse 39 (Abb. 32). 49. 50.

Digitized by Google



Digitized by Google

b89093541498a

Digitized by Google